Ernst Frhrn. von Feuchtersleben's
sämmtliche Werke.

Mit Ausschluß der rein medizinischen.

Herausgegeben

von

Friedrich Hebbel.

Vierter Band.

Wien 1851.

Verlag von Carl Gerold.

Confessionen.

Inhalt.

Vorwort.

Es sind Bruchstücke eines Lebens. Man muß sie nicht als Ansichten oder Lehrsätze, sondern als Ergebnisse gewisser Lebens-Epochen, — nicht theoretisch, sondern geschichtlich — auffassen, wenn man sie richtig beurtheilen will. Hält man ihre Veröffentlichung, nach dieser Erklärung, für überflüssig, so ist nichts dagegen zu erinnern, und — man lasse sie eben ungelesen. Allein, wer zu denken gewohnt ist, weiß, daß ihn solche problematische Ergebnisse meist, durch Anregung, zu eigener Denkproduktion mehr gefördert haben, als fertige Lehren, die man

ihm zu verdauen gab. Ja, wenn Jeder, der da mit offenen Augen lebt, und sich einige Rechenschaft ablegt, diese Rechenschaft mit aller Demuth, öffentlich abzulegen den Muth hätte, — welcher Gewinn für das fortschreitende Ganze!

F.

Einleitung.

Aus den Blättern des „Einsamen."

Ein ächter Einsiedler müßte sich selbst genug sein, seine Glückseligkeit in den großen Massen der Natur finden, und, fern von den kleinen Leidenschaften der Gesellschaft, mit tiefer Empfindung der organischen Formen, immer in höheren Betrachtungen schweben.

Heinse.

So erhaben ist unser Einsame nun eben nicht; aber ähnliche Ideale sind ihm auch nicht fremd und mögen ihm in guten Stunden vorschweben. Er will eigentlich nicht, daß man ihn einsam nenne; das ist er — wie er behauptet — nur in der Gesellschaft, die er oft genug besucht. In seiner Klause, wohin er sich nur selten zurückzieht, da lebt es recht voll und warm um ihn herum. Ihn umschweben die Geister seiner Erinnerungen und Hoffnungen, und, wenn diese sich in einander zu verwirren und zu zerfliessen drohen, die ewigen Geister alles Großen und Schönen, die über Völker und Zeiten sich die unsichtbaren, gewaltigen Hände reichen, und mit heiligem, nur ihm fühlbaren Gruße dem höher gesinnten Sohn eines verarmten

Jahrhunderts zunicken, und ihm Licht in die Seele und Muth in den Busen flammen, und in zauberischen Bildern auf das verheißene, gelobte Land einer verjüngten Menschheit hinweisen, daß er wieder glaube und dichte und schaffe -- da ist er nicht einsam, da ist er gesellig, denn er hat sich selbst — eine Genossenschaft, um die ihn die halbe Welt beneiden würde, wenn sie je in dieser Gesellschaft gewesen wäre. Und wer weiß? wenn man zu Zweien ist (und das wäre hier der Fall), so kann man es nicht umgehen, gefragt zu werden. Und da möchte Manchem das Antworten Verlegenheit machen. Genug, Theodor ist, wie man schon sieht, eine Art gemüthlicher Timon, schwärmerischer Diogenes. Yorick würde ihn unter die „behaglichen Einsiedler" gesetzt haben. In der Epoche, von welcher wir zu erzählen haben, war er übrigens faktisch ein Eremit. Obwohl es mitten in einem der strengsten Winter war, von dessen Strenge, in Ermangelung wichtigerer Ereignisse, alle Zeitungsblätter erfüllt waren, hatte er den Sonderlingsgedanken ausgeführt, sich, gerade zu der Zeit, wo in der Stadt die gesellige Einsamkeit am größten war, auf's Land in seine einsame Geselligkeit zu begeben. Man konnte es für einen Anfall von Sehnsucht halten, der obigen Maxime von Heinse gemäß, dem Manöver der Schneelawinen aufzulauern, welches allerdings große Massen der Natur sind. Dem sei wie ihm wolle; er bewohnte das bekannte, für ihn eingerichtete grüne Zimmer eines ländlichen Gasthauses, machte, zu öfterem Kopfschütteln der freundlichen Wirthin, in Gesellschaft seines gleichgestimmten Hundes, wie weiland Dr. Faust, stundenlange Ex-

kursionen über Eis und Schnee, und noch spät nach dem frugalen Abendmahle flackerte das einsame Licht hinter dem schwankenden Vorhange seines Fensters, und schimmerte Trost in die durstige Seele eines armen Wanderers auf der Heerstraße, der, müde und halb erstarrt, die Nachtherberge suchte; denn nicht alle Leute haben diese Liebhaberei für Winterfußpartien wie Theodor.

Wir Städter wissen eigentlich gar nicht, was der Winter ist; ich meine den Winter der Natur, vor dem wir uns schützen, statt ihn zu genießen, dem wir den meist viel frostigeren Winter der Convenienz unterschieben. Wir kennen jenen nur aus den Schreckbildern unserer weichlichen Phantasie, oder aus der Schilderung eben so weichlicher Landbewohner, wie man die Kobolde aus den Ammenmärchen kennt. Theodor würde uns ganz andere Bilder zeichnen können; aber Naturschilderungen sind seine Sache nicht; er fühlt zu sehr, um dichten zu können. Wenn die ganze Erde, so weit das Auge trägt, in ernster Größe, mit dem majestätischen Gewande von Schnee umhüllt, vor uns ruht, Alles still und schlafend, eine erstarrte Unendlichkeit; wenn die Bäume sehnsuchtsvoll ihre nackten braunen Arme nach dem verlornen Schmuck des Lebens ausstrecken; wenn im nahen Forste kein Blatt mehr rauschend vom Zweige fällt, und der Nordwind nur dürre Aeste ächzend wiegt oder fernher über dunkle Nadelwälder dumpf donnert; wenn der Hirsch des Waldes lechzend vom Jagen an die gewohnte Quelle eilt, und staunend an der Eisdecke stehen bleibt, die ihm statt ihrer entgegenstarrt; wenn aus dem Eispalast des Nordens, den

ewige Nebel umwallen, eherne Stürme, wie Ossians Geister, über die träumende Erde ziehen, und die Kraft des Menschen erwecken und herausfordern zum stolzen Kampfe mit dem Element; wenn jetzt der Schnee von den dunkeln Wolkenfittigen herab seine weichen, tausendgestaltigen Flocken wie Blumengeister auf die Gräber verwelkter Blumen fallen läßt; wenn am Tage der schwärzliche Tannenwald eine ernste, unsterbliche Farbe, wie eine feierliche Verheißung, mitten aus dem weißen Leichentuche der Gefilde uns zuwendet, des Nachts der milde Strahl des scharf umgrenzten silbernen Mondes von dem Kristall der weiten Eisfläche melancholisch zurückleuchtet; wenn der Puls der Natur zu stocken scheint, damit das Wort des Geistes im Innern der Menschenbrust lauter ertöne; wenn nun nach dem kräftigenden Spaziergange über knisternden Schnee und dröhnende Eisrinden, das friedlich beleuchtete Dörfchen dir doppelt heimisch entgegenschimmert, und der lustig aufwirbelnde Rauch die zufriedenste Stunde kräftig-thätiger Menschen dem Himmel verkündet — da, da fühlt sich's recht innig und tief, daß „die Winter der Natur — der Geister Lenze" sind, daß sie, wie alles Rauhe, Schwierige, Dunkle, dem Menschen eine höhere Mahnung, eine Bürgschaft für seine Mission, die nicht von dieser Erde ist, bedeuten. Wo die Kräfte der Natur am lebendigsten und für eine Ewigkeit der Geschlechter wirken, da ziehen sie sich in das Dunkel des Geheimnisses zurück. In verschlossener Furche, von keinem Strahl der Sonne beglänzt, keimt der Same zu künftiger Ernte. In der unergründeten Tiefe des menschlichen Busens gähren die schaffenden wie die scheinbar zerstörenden

Kräfte, welche die geistige Welt zu bilden und zu verwandeln bestimmt sind; und nicht im lauten, kleinlichen Getümmel des Marktes, sondern in verschwiegener Einsamkeit reift das Große im Menschengeschlechte, das Unvergängliche der Geschichte heran. Gaffend stehen die verkümmerten, nachgebornen Geschlechter, in deren Mitte plötzlich, wie ein Wunderbau, den Feenhände über Nacht gefördert, das Werk der Ewigkeit hereinragt, mit unverdrossenem, nächtlichen Schweiße befestigt und vollendet, während sie schliefen und von schnöden Genüssen träumten.

In solche Gedanken vertieft, nach einem solchen Spaziergange, war Theodor eben heimgekehrt. Waren es die in ihm webenden Gedanken, war es überwältigende Ermüdung, beides oder keines von beiden — genug, er mußte, wie öfters, sehr geistesabwesend sein, und man hätte ihn für jenen berühmten Zerstreuten halten können, der eben im Begriffe war, seine Kleider in's Bett zu legen und sich selbst über die Stuhllehne zu hängen, denn — er bemerkte weder das hübsche Gesicht Mariannen's, die ihm in seine Stube hinaufleuchtete, noch — daß sie weinte. Endlich schreckte ihn ihr lauteres Schluchzen aus seinen Betrachtungen.

„Was hast du, Kind?“ fragte er, indem er sie gutmüthig betrachtete. „Darfst du heut Abends nicht mittanzen, wenn sie unten den Karneval begraben?“

„Ach, Herr, um's Tanzen! ... ich fürchte, wir begraben bald wen Andern ... und er ist gar so gut, daß Einem das Herz brechen möchte!“.... Und hier barg sie die Augen wieder in's Schnupftuch.

Theodor's Zerstreutheit war augenblicklich verscheucht. Er hatte sie verstanden, wandte sich mit einem schmerzlichen Blicke um, und ohne ein Wort weiter zu verlieren, folgte er ihr in ein anderes Gemach des Hauses.

Vor einigen Monaten, als die großen Linden vor dem Gasthofe sich entlaubten und die ersten Stürme rauher über das stille Thal hinzogen, war ein Fremder aus einer Postkutsche am Hause abgestiegen, hatte einem zierlichen, in reiches Pelzwerk eingewickelten jungen Manne, der im Wagen sitzen blieb, die Hand geschüttelt und zugerufen: „Seien Sie unbesorgt! ich finde gewiß das Nöthige. Grüßen Sie die Freunde und —“ dies letzte Wort erstarb auf seinen Lippen, die sich zu einem bittern Lächeln verzogen. Er winkte noch einmal mit der Hand, die Peitsche knallte, die Hunde des Dorfes bellten, und dicke Staubwolken umhüllten den Wagen, der schon über die dröhnende Brücke gerollt war.

Der Fremde kündigte der Wirthin an, daß er längere Zeit hier verweilen wolle. Obwohl es nun Spätherbst, und, was der guten Frau bedenklicher schien, eben ein Freitag war, so war man hier doch durch Theodor's Beispiel auf originelle Geschmacksrichtungen der Städter gefaßt, und so mochte ein unerwartetes Seitenstück zu diesem etwas für sich haben. Zudem war das Aeußere des Fremden durchaus einnehmend. Etwa vierzig Jahre alt, fein, aber sehr einfach gekleidet, freundlich ohne viele Worte, flößten seine bleichen, leidenden und dabei edlen Züge, sein stark ergrautes Haar, sein milder, durchdringend wehmüthiger Blick, eine schnelle, aus Achtung und

einer gemischten Rührung zusammengesetzte, eigenthümliche Theilnahme ein. Diese wuchs bei näherem Umgange. Er sprach wenig, aber was er sprach, war herzlich und bedeutend, und wenn er antwortete, so war es, als ob er mehr die Gedanken als die Worte Derer erwiederte, mit denen er sprach. Ruhig haftete sein Auge auf seiner Umgebung, sie mochte sich wie immer gestalten; eine eigenthümliche Mischung von Wohlwollen und scharfer Beobachtung sprach aus seiner Geberde. Freundlich gegen Niedere, zeigte er eine gewisse, wie abwehrende Selbstständigkeit gegen einige vornehme Gäste, die — man wußte nicht, ob aus zudringlicher Theilnahme oder aus sonst welchem Motive — ihn in diesem Asyle ausgewittert hatten, und wußte sie, nicht eben zur besonderen Freude der Wirthin, auf's Baldigste zu beseitigen. Gern dagegen unterhielt er sich mit den Landleuten, hörte sie mit sichtbarer Theilnahme, mischte sich, bei gegebenen Anläßen, in ihre streitigen Angelegenheiten, und war wiederholt zum willkommenen Friedensstifter und dadurch bereits zu einer Art Orakel für sie geworden, an das man sich mit Vertrauen von jeder Seite wandte. Er selbst schien jede Leidenschaft abgethan zu haben, ging aber mit unverhehlbarer Wärme auf das bewegte Gefühl ein, das sich vor ihm aussprach, und bewies durch seine Antworten, daß er es völlig verstanden habe. Die auffallendsten Irrthümer wußte er und pflegte er so zu beleuchten, daß zuletzt doch immer noch irgend etwas Wahres auf dem Boden durchschimmerte, welches sie — zwar berichtigte, aber auch zugleich erklärte. Man sah, wie ihm jedes tiefe Gefühl ein Mitgefühl, jede

Heftigkeit ein Lächeln, jede Gemeinheit eine leichte Miene des Unmuthes abgewann. Allein stets nahmen seine Züge ihre gewohnte stille Haltung wieder an, und völliger Selbstbesitz stellte sich als die Errungenschaft und der ei. entliche Ausdruck seines ganzen Lebens dar. Er schien viel gelitten zu haben, oder krank zu sein. Solche Verhältnisse konnten nicht umhin, die freundliche Wirthin sogleich für ihn zu bestimmen, und es war nun blos ihre Sorge, wie ihr älterer Gast Theodor es aufnehmen würde, wenn ein Unbekannter ihm plötzlich das ehrlich erworbene Monopol des Einsiedlers streitig zu machen gedächte.

Er nahm es auch anfangs nicht zum Besten auf, legte das Buch, in welchem er las (es war, glaub' ich, Schlosser's Geschichte), bald auf die rechte, bald auf die linke Seite der vor ihm liegenden Auszüge daraus, und brummte etwas von „nirgends Ruhe", und „anderes Asyl", und was sonst die Wirthin nicht recht verstand.

Der Fremde verließ seine Stube selten, und, ohne nach Arzt oder Apotheke zu verlangen, schien er wirklich und zwar ernstlich krank zu sein. Er ward von Tag zu Tag bleicher und stiller, seine Züge nahmen einen fremden Ausdruck an, und des Nachts brannte er beständig Licht auf seinem Zimmer. Er schrieb viel, hatte einmal eine bedeutende Summe Geldes unter einer Niemanden bekannten Adresse in die Stadt abgeschickt, und ließ dann und wann, zwischen schwer unterdrückten Zeichen schmerzlicher Resignation, Worte fallen, welche die Wirthin in die größte Besorgniß versetzten; denn es schien ihr, als gedächte er in ihrem Hause zu sterben. Da nun Niemand wußte, wer

er war, woher er kam, und wie es sonst um seine Verhältnisse stehe, so kam noch eine verzeihliche ängstliche Unruhe zu der innigen Theilnahme, welche sein stilles, nichts forderndes, sich selbst verläugnendes Wesen abgewann.

Es war, unter solchen Umständen, die Lebensaufgabe der braven Frau, ihre beiden Einsiedler wo möglich einander zu nähern. Eine schwere Aufgabe! denkt man im ersten Augenblicke. Keineswegs! fügt der zweite berichtigend hinzu. Ein Einsiedler hat gar kein dringendes Bedürfniß, als: irgend eine Gesellschaft, um ihr das Glück der Einsamkeit zu schildern; so wie Niemand so sehr nach Menschen lechzt, als der Menschenfeind, um ihnen zu sagen, wie sehr er sie verachte. Ich weiß nicht, ob unsere Wirthin von so psychologischen Prämissen ausging: so viel ist gewiß, daß sie, was überhaupt das Gerathenere von beiden ist, darnach handelte, daß sie jedem der Eremiten fleißig vom andern erzählte, und daß, obwohl keiner vom andern etwas zu wissen begehrte, doch beide sichtlich nur mit Mühe ihre innere Zufriedenheit verbergen konnten, als sie sich an einem der schönsten Wintermorgen (die Wirthin hatte dem Fremden gesagt, daß Theodor schon ausgegangen sei) beim Ausgange trafen, grüßten und — mit einander fortgingen.

Mit herzlichem Vergnügen über ihr gelungenes Werk, zwei Sonderlinge bekehrt und nebenbei ihrer Wißbegierde ein Fest vorbereitet zu haben, blickte ihnen die gute Frau lächelnd noch lange nach, bis sie über die Brücke verschwanden, und der blendende Schnee dem Auge der Schauenden weh that. So viel hatte sie bemerkt, daß der sonst rasch

und kräftig ausschreitende Theodor langsam neben dem Fremden einherging und öfter selbst stehen blieb, wie es schien, um dem Andern Rast und Erholung zu verschaffen. Das Resultat dieses Spazierganges war merkwürdig genug. Theodor und der Fremde waren von diesem Augenblicke an nicht mehr zu trennen, aber die Wirthin wußte so viel als zuvor. Aus Theodor war nichts herauszubringen, als daß er die Befürchtungen über den Zustand des Leidenden theilte, wobei er selbst ergriffen schien, aber mit einer seltsamen Beimischung von unwilligem Ernst, der das weitere Fragen abschnitt; und als die Wirthin einmal selbst die Ernsthafte spielte, und einige Vorwürfe über ein so hartnäckiges Schweigen in vielleicht kompromittirenden Verhältnissen wagte, versicherte er auf sein Ehrenwort, nicht das Geringste von Namen, Stand, Familie und Herkommen seines neuen Bekannten zu wissen, für dessen Rechtlichkeit er sich übrigens verbürge, und den er als seinen nächsten und besten Freund bezeichnete, von allen, die er je so genannt. Ein solches Verhältniß war freilich unserer Wirthin so wenig begreiflich, als es der Mehrzahl anderer Leute begreiflich gewesen wäre. Merkwürdig schien ihr auch, was ihrer Beobachtungsfertigkeit nicht entging, daß Theodor, obwohl nun mit den Leiden des Ankömmlings gewiß näher vertraut, eigentlich nicht traurig, sondern, nebst den erwähnten Spuren eines gewissen Unmuthes, lebhaft aufgeregt, manchmal hätte man sagen können, feierlich gestimmt war. Seine einsamen Spaziergänge wurden seltener, kürzer, und er kam erhitzt nach

Hause, wie Jemand, der Gedanken, welche Thaten werden sollen, im Busen wälzt.

Es bildete sich in kurzer Zeit zwischen den beiden Bewohnern des ländlichen Asyls eine Freundschaft heraus, die man sich nicht inniger vorstellen kann. Theodor kam fast nicht mehr von der Seite des Fremden, lauschte ihm jedes Wort und jede Miene ab, war unruhig, wenn er von ihm auf kurze Zeit entfernt war, beobachtete aber ein eigensinniges Schweigen über ihn; ja, ganz gegen seine sonstige Art, wurde er selbst über die gutmeinende Zudringlichkeit seiner Wirthin in diesem Punkte unwillig. Er aber schien, bei aller Bewegung, die man ihm ansah, in seiner Seele befriedigt, und glücklicher als je. „Ich bin nicht mehr einsam, — sagte er bei einem Anlasse mit Innigkeit — und kann es nie mehr werden; auch nicht, — setzte er mit nassem Auge hinzu — auch nicht, wenn ich allein sein werde!“

Die letzten Tage her war es mit dem Befinden des Fremden rasch schlimmer geworden. Ein Arzt mußte aus der Stadt berufen werden. Auch von ihm war nichts zu erfahren. Er war ein ernsthafter, ältlicher, sehr beschäftigter, kurz angebundener Mann, zuckte die Achseln, hieß, nachdem er den Kranken verlassen, auf Alles gefaßt sein, und sprach von nie zu hebenden Seelenleiden, die jeder körperlichen Heilung Hohn sprächen. Wegen seines Wiederkommens befragt, schüttelte er, wie für immer versagend, den Kopf, und war eben unter so traurigen Anzeichen fortgefahren, als Theodor, wie wir oben erzählten, nach

Hause kam, und von Mariannen so wehmüthig begrüßt ward.

Aber ach! er traf seinen Freund noch bei weitem übler, als er in diesem Augenblicke gefürchtet hatte. Meine Leser erwarten hier eine Sterbescene und zugleich die nöthige Aufklärung über den räthselhaften Mann. Die Erste gebe ich nicht, weil meine ästhetischen Maximen mich nöthigen, dieses in unsern jetzigen Romanen so beliebten Vortheils zu pathologischen Effekten mich zu begeben; die Zweite kann ich nicht geben, weil ich sie selbst erst vom weitern Verlauf dieser Geschichte erwarten muß. Ich sage es also schlicht und bestimmt: Ja, es war eine Sterbescene; aber, wie es scheint, von den üblichen sehr verschieden. Kein Klagen und Jammern erscholl am Todtenbette, kein ängstlich verzweifelnder und kein verrätherischer, habsüchtiger Blick belauschte den letzten Kampf eines Sterblichen, kein Schauspiel irdischer Erbärmlichkeit störte den Geist, der sich zürnend von den allzu lange geschüttelten Ketten losrang. Alle Hausleute waren auf das wiederholte Geheiß des Kranken entfernt worden; nur hörte Marianne, die sich auf den Gang geschlichen hatte, daß Theodor mit lauter, kräftig bewegter Stimme feierliche Worte, wie einen betheuernden Schwur ausrief. „Ewig! ewig!" wiederholte er mit Feuer, und hielt noch die Hand seines Freundes begeistert in der seinen, als das Lächeln, das stille, unaussprechliche Lächeln auf dessen Antlitze schon verkündete, daß seine Seele bereits die Himmelsluft der Freiheit athme, in Regionen, deren Bewohner für unser armes, bettelhaftes Dasein nur ein Lächeln haben können.

Draußen heulte und donnerte jetzt heftiger der entfesselte Wintersturm; kein Stern flimmerte durch die riesig aufgethürmten Wolkenmassen, und schwerer Hagel schlug prasselnd an die erklingenden Fensterscheiben, als Theodor ein Päckchen Papier in der einen, das flackernde Licht in der andern Hand langsam und schweigend in sein Zimmer ging. Das Licht brannte die ganze Nacht. Niemand wagte ihn zu stören. Noch der Morgen, der nach einer so wildschönen Leichenfeier, den Himmel wunderbar verklärte, daß er, rein und wolkenlos, wie ein unendlich blauer Krystall die Erde umleuchtete, traf den Einsamen über den Papieren.

Die Brieftasche des Fremden gab keine Aufschlüsse. Die hinterlassene Barschaft war sorgfältig eingewickelt, mit der Ueberschrift: „Meinen guten Pflegern." Auf einem andern Zettel stand: „Meine Papiere an Theodor." Kein Testament, keine Briefe. Viele bezeichnete Landkarten deuteten auf Reisen. Einige Bücher, sämmtlich in fremden Sprachen, meistens Reflexionen, Maximen, Denksprüche enthaltend. Daneben Manuscripte, theils eigene Entwürfe über mannigfache Aufgaben der Wissenschaft und des Lebens, theils Auszüge und Uebersetzungen, dann Blätter in Chiffernschrift. Einige seltsame, kleine Utensilien, deren Bestimmung man nicht kannte; kein Schmuck, kein weibliches Porträt. Im Dorfe war sein Begräbniß; im ländlichen Kirchhofe ruhen seine Gebeine; eine Akazie neigt ihre Zweige über den Hügel. Nie hat seit jener Zeit Jemand um ihn gefragt; und nicht leicht ist an irgend wem das alte Wort: „Kannst du nicht verborgen leben, so suche

verborgen abzuleben," getreuer erfüllt worden, als an diesem Unbekannten.

Von Theodor konnte man nichts erfahren. Nur, als er von seinem Freunde Julius besucht ward, und diese Episode seines Einsiedlerlebens in den allgemeinsten Umrissen zur Sprache kam, beschloß er seine Erzählung mit abgerissenen Sätzen. „Du sollst noch weiter davon hören!" sagte er heftig, und nach einer Pause, in der er etwas in sich zu bekämpfen schien: „Freund, so weit sind wir. Das ist im Bilde unser Leben, unsere Zeit. Machtlos bricht sich die Jugendwelle höhern Strebens an dem kalten, flachen Strande des Gemeinen. Stumm und unwillig verschließt sich der Mund, dem das Wort des Lebens entströmt wäre, wenn man den ersten, verlorenen Laut der Sehnsucht verstanden hätte. Das Herz schweigt endlich, das nicht für's Rechte und Gute pochen darf, der Geist wird irre an sich selbst, und frühzeitig altert die oft getäuschte, in ihrer Liebe verhöhnte Seele. Wie kann Glaube und Muth in Menschen leben, denen der große Gedanke des Ganzen genommen worden ist? Was ist des Menschen Dasein ohne dieses leuchtende Gestirn einer höhern Welt? Eine Welle im Ocean, die zerfließt, während sie zu werden wähnt!" Hier schien Theodor sich in Betrachtungen sinnend zu verlieren. Dann blickte er auf, sah des Freundes Auge wartend auf sich geheftet; und als ob er dessen Gedanken beantworten wollte, fuhr er fort: „Kannst du sagen, daß sie anders sind? Wer kennt noch das Große, wer achtet es? Ein jämmerliches, armseliges Leben, zwischen Nichtsein und Vergehen schleppen

sie elend hin, und es ist gleichgültig, gänzlich gleichgültig, ob sie gewesen sind! Nichts hatten sie, das ihnen dieses arme Dasein verklärte, nichts, das im Tode bei ihnen aushielte, nichts, das über den Tod hinaus den Begriff einer Ewigkeit erzeugte. Mildthätige Weisheit, wenn's hoch kommt, ist Alles, was für Tugend gelten soll, als wenn die Menschheit ein Spital wäre, und des Menschen Werth in Almosengeben bestünde! Oder sie träumen und grübeln hin in müßiger Selbstheit, gaffen in's Leere, Unendliche, und denken: das wär's nun! Im Menschen, und sonst nirgends, ist das Höhere, das er sucht; wer es da nicht hat, der wird es nicht glauben, nicht erkennen und nicht finden. Und wer es da verkannt und ermordet hat, — mit eisigem Schauer wird er im kalten Schweiße der letzten Stunde fühlen: daß nichts im Leben der Mühe werth war, als nur das Eine, was er versäumte — ein Mensch zu sein! — O Freund!" setzte Theodor dann mit sanfterer Stimme hinzu, „ich habe das, was ich da sage, tief, tief gefühlt. Ein heiliger Schwur hat sich daran geknüpft; könnt' ich dir seinen Sinn in das Innerste deiner Seele drücken! Wer seiner Idee, trotz der Flachheit der Welt und trotz der Stürme seines eigenen Herzens treu bleiben, ausharren, und sich einsam an ihrem Bilde erheben kann, auch wo ihn Keiner hört, — kein Volk jauchzt dem entgegen, kein Lorber wird ihn schmücken, kein Besitz ihn erfreuen, keine Liebe seinem Herzen schmeicheln; ja, keine Nachwelt wird seine innerlichen Kämpfe vernehmen und ihm Genugthuung geben; aber er wird einen Frieden in der Seele haben, den die Welt nicht geben kann,

und ein Stern im Reiche der Geister sein. Beuge meinethalben Jeder seine Knie vor dem Götzen, den seine Seele fordert, bleibe er der Knecht seines erbarmungswerthen Selbst; ich will frei sein und im Lichte wandeln!" So erging sich damals der Einsame. Er brach aber dann schnell ab, als ob ihn der unwillkürliche Fluß seiner Rede gereut hätte, und sprach dann nicht wieder von diesen Dingen.

In die Stadt zurückgekehrt, machte er einen kleinen Kreis gewählter Freunde mit vielen der Papiere bekannt, die der Abgeschiedene hinterlassen. Nach manchem Für und Wider wurde beschlossen, vorläufig nur die folgenden, zerstreuten, aber durch einen, dem geübten Auge wohl erkennbaren Faden verbundenen Blätter zu veröffentlichen. Sie regen mehr an, als sie geben, sie bedeuten vielleicht mehr als sie sagen, sie sind mehr geschichtlich als theoretisch. Wie immer! jeder Mensch führe ein Tagebuch seines Lebens und lasse den Andern darin blättern! Was daraus zur That oder zum selbstständigen Werke gedieh, hat seinen Zoll pflichtgemäß entrichtet, — aber auch die leichte Beute des Augenblickes soll nicht mit diesem verloren sein! Immer eindringlicher ertheilen uns die Entwickelungen der Menschheit, die wir selbst mit erleben, die Lehre: daß ihre eigentlichen Keime anderswo gesucht werden müssen, als wo sie die Geschichte bisher gesucht und der Welt verkündet hat.

Was Heinrich in seiner Siestastunde zwischen Wachen und Schlummern gähnend durchblätterte? Es waren Blättchen aus den Papieren des Unbekannten, die ihm

Theodor mitgetheilt hatte. Zwischen die Bemerkungen und Sätze, die er las, schlangen sich in seinem Kopfe träumerische Bilder der vorigen Nacht, liebliche, kokettirende Mädchengesichter, reizende Frauengestalten, abenteuerliche Masken, was Alles sich tanzend und wandelnd bei tausendfachem Kerzenschimmer vor seinen Augen bewegt hatte. Diese Augen glitten jetzt matt und irrend über die folgenden

Blätter.

Wer schlichtet ihn, diesen furchtbaren, mich zermalmenden Kampf: Begierde nach ungestörter, fortschreitender Entwickelung meines Daseins — und Hemmung, wohin ich blicke: in mir und außer mir.

Das ganze Leben ist nur ein fortgesetztes Bedürfniß von Menschen zu Menschen: sich zu finden, sich zu verstehen; ja, sie verstehen sich in der stillen, tiefsten Meinung ihres Herzens, sie flehen einander schweigend um Erlösung an, und ein ewiger Abgrund thut sich gähnend zwischen ihnen auf, unüberschreitbar, unergründlich. Ein selbsterschaffener Fluch liegt bleiern auf dem elenden Geschlechte, das ohne Tod nicht leben, ohne Ruin nicht werden kann. Ihm bleibt nur das erbärmliche, um seine Seele betrogene Dasein mit dem Tantalusbewußtsein dessen, was es sein könnte; eine Sehnsuchtsfolter unter der hohnlachenden Maske eines Trostes. Glücklich und zugleich unselig, die diesen Klageruf nicht verstehen.

Es gehört eine seltene, große Energie zum ächten Laster, aber eine noch größere, fast unerhörte zur ächten Tugend. Darum staunt die Welt über eine Brinvilliers, einen Danton, — aber einen Aristides begreift sie gar nicht.

Man hat nur an so viel Freude und Glück Anspruch, als man selbst gewährt.

„Vaincre ou mourir!" ist nicht nur die Devise des Soldaten, sondern auch des Menschen, der das Leben verstehen gelernt hat.

Es bleibt einer der schönsten Antropomorphismen (Vermenschlichungen), sich die Leiden als Prüfungen zu denken, wobei uns das gerechte, aber unbetrügbare Auge eines Richters bewacht. Da bewähre dich, Thatkraft des Mannes! Da erprobe Dich, weibliche Duldkraft! und seid gewiß, die Palme wird Euch erblühen.

Die Erde ist so schön; und doch ist es so schwer, auf ihr zu leben! für den, der den Himmel nicht im Busen trägt.

Da glauben unsere blasirten Knaben schon was Rechtes zu sein, wenn sie nur weg haben, daß Glaube, Gefühl und Größe leere Worte, und alle Menschen — sie ausgenommen — völlig schlecht und dumm sind! Da spielen sie Mephistopheles und wissen nicht, daß er ihnen eben

ein Schnippchen schlägt. Klein und dumm ist nur Einer: der da alle Anderen dafür hält; groß kann nur Der sein oder werden, der das Große ehrt und achtet.

Warum soll man dem Gefühle mißtrauen? Um des Gefühles willen. Nur der Schwergeprüfte besteht den Angriff der Zeit. Darum, wer sein Gefühl hoch hält und nicht jedem neuen Gefühle, das die Zeit bringt, opfern mag, der prüfe es vor dem Richterstuhle der Vernunft.

Bedürfniß der Zeit! ach, die Zeit bedarf nicht blos dessen, was sie zu bedürfen vorgibt, weit öfter dessen, was sie von sich weist. Das Rechte, das Wahre war stets in der Minorität. Jeder Angeklagte darf appelliren, wenn er sein Forum nicht anerkennt. Wer will mit uns rechten, wenn wir gegen die Gerichtsbarkeit einer in ihre Interessen verlorenen Gegenwart protestiren.

Erhöhung des Selbstempfindens, das ist es, was Jeder unbewußt anstrebt; der Gemeine durch grobe Selbstsucht und Dünkel, der Bessere durch edlen, der Beste durch jenen Heldenstolz, durch den der Mensch zuletzt wirklich mehr als er selbst, oder besser: so ganz Er selbst wird, als Er's meistens nicht ist. Was erfreut am Besitz, am Ruhm, am Wissen, an der Tapferkeit, an der Liebe, als daß dadurch der Kern unseres Daseins in sich wächst? wir fühlen uns mehr als sonst. Der Edelste gibt sich hin, um sich doppelt zu besi-

tzen. In Kampf und Entsagung läutert sich das Dasein, und nur durch den Tod verklärt es sich zum Leben.

Es war eine Perle im Ocean; der Weise übersah sie, der Trauernde verwarf sie; der Thor, der glückliche Thor! hob sie auf. Der Ewige vergönnte sie ihm, nahm gnädig die Huldigung des Weisen und des Entsagenden auf, — und ließ dem Thoren seine Perle.

„Wenn ich Dich liebe, was geht's Dich an?" Wer das so recht beherzigte und besäße! Der hätte ein Paradies, wo Andere von Höllenflammen selbstischer Sehnsucht verzehrt werden. Alles Schöne und Herrliche gehört sein eigen, ob es um ihn wisse oder nicht, und es gibt für den Menschen kein Eigenthum, als das, was er liebt.

Der ist der wahre Geisterseher, der den eigentlichsten Gehalt eines Menschen von seiner zufälligen Form, von seinen Worten und Thaten, von seinen Schriften, ja Gedanken (was Alles nicht immer willkürlich ist!) zu sondern und zu ergreifen weiß. Ihm ist die selige Gemeinschaft der Geister schon hiernieden eröffnet, die wir von der Läuterung durch die Verwesung des Leiblichen erhoffen.

Ich kann auch von einer Führung, aus Erlebtem, sprechen; aber nicht von einer, die dafür sorgt, daß es dem

lieben Schooßkinde wohl gehe, sondern dafür, daß das liebe Kind Mann, daß der Mensch geschult werde durch bittere Prüfungen, an denen sich langsam und schmerzlich sein Kern herausschält. Die faulen Früchte aber werden weggeworfen.

Auch dies trägt zur Oede vieler Ehen bei, daß die Gatten nie Liebende waren; wären sie's je gewesen, so würde die Erinnerung an jene schönste Illusion des Menschenlebens sie nie ganz verlassen. In jedem Weibe liegt der Keim der Liebe, aber die wenigsten Männer wissen ihn zu pflegen.

Die Ironie des Schicksals, die zerreißend in das Spinnengewebe der Sterblichen greift und das Gefühl ihrer Sicherheit furchtbar verneint, wird im Empfänglichen Religion. Denn ihr sind wir nicht gewachsen. Sie errichtet in uns das alte Testament, über welchem der Glaube, der die Frucht unseres Wandels ist, in Licht und Frieden das neue aufbaut.

Mein Leben ist, nach jener fürchterlichen Katastrophe, zerstört. Ich kenne nur jene Art von Trost, welche das versteinernde Uebermaß des Schmerzes zu geben vermag, von welcher der gewöhnliche Leidende keinen Begriff hat. Den Vollmachtbrief des Glückes, in Gaben und Kräften mir ausgestellt, habe ich, mit blutendem Herzen, halberbrochen, zurückgegeben. Mein Wesen ist aus seinen Angeln gerissen und findet kein Gleichgewicht mehr. Ich habe ge-

rade noch so viel Bewußtsein, um meinen elenden Zustand recht vollständig zu ermessen. Dies Leben ist lebendiger Tod.

Wir müssen es wohl einer Welt, die wir nicht erleben, anheimstellen, zu richten: wo unter unsern Zeitgenossen die Gaben, und wo die rechten Wege waren. Das Beste aber richtet keine Zeit.

Tragischer Vorzug des Menschen vor allen Geschöpfen, daß er allein von ihnen entsagen und sich ergeben kann.

Andere leben nur für uns, wenn wir nur für sie zu leben scheinen.

Ich weiß, sie haben für „Vergessenheit" andere, schönere Namen erfunden: Nachruhm, ewige Dankbarkeit u. dgl. m. Sie bauen Denkmale, um durch die Verewigung ihrer Genüsse und Irrthümer die eigentlichen Ansprüche auf Ewigkeit zu betrügen; als ob sie eine Ewigkeit geben oder nehmen könnten!

„Was ist das? leuchtet der Morgen in den Beginn der Nacht hinein? Ist es ein neuer Hohn des Geschickes? Soll ich jetzt, jetzt einen Freund gefunden haben, um —"

Bei diesen Worten schlief Heinrich ein, und träumte von seiner Tänzerin vom vorigen Abende. Schlummere zu, und auch du schlummere tief und fest, du am Leben gebrochenes Herz! Gleichgültig wälzen sich die müßigen Stun-

den der Alltäglichkeit über die Gräber der Todten, aus denen furchtbar ernste Stimmen, leise, aber unaufhörlich unverstandene Worte sprechen, welche lauter und immer lauter dereinst die jammervollen Taglöhner des Gemeinen aus ihrem Behagen schrecken werden. Eines ist gewiß, und sie sagen es Euch, die Ihr einzeln, dem Sterne treu, in seinem stillen Lichte wandelt: Nichts bleibt dem Menschen, wenn er sich selbst nicht bleibt. Unsere Asche nimmt das Schicksal zwischen die Finger, und bläst sie in die Elemente; unsern Charakter und seine Wirkung kann es nicht nehmen. Geheimnißvoll, aber gerecht, unerforschlich gerecht sind die Gewalten, welche die Menschheit lenken. Verzweifelnd reiben sich Hunderte an unzerreißbaren Ketten wund; Tausende schwinden unter hoffnungslos vergossenen, von Niemanden getrockneten, von Niemanden gesehenen Thränen; aber laßt uns in unsern Busen greifen: Wer wagt es, wenn er in die innerste Tiefe seines Herzens steigt, wer wagt es: Glückseligkeit als Antwort auf seine Gedanken und Thaten zu fordern?

Wissen.

Aphorismen können nur, in so weit sie Resultate sind, auf Mittheilbarkeit Anspruch machen. Einfälle, als solche, mitzutheilen, setzt entweder große Anmaßung voraus, indem man sie für wichtig hält, oder Selbstgeringschätzung, indem man sich zur Belustigung des Augenblickes hergibt. Resultate aber nenne ich nicht nur das Abschließliche, sondern auch das aus der Betrachtung von Problemen sich ergebende Anregende.

Wie prekär ist der Werth sogenannter „guter Gedanken!“ . . . . nicht nur glänzender, sondern auch wirklich treffender! auf höheren Stufen der Einsicht verlieren sie sich immer mehr in allgemeinere Gesichtspunkte; und wenn die Menschheit je über sich vollkommen aufgeklärt sein wird, wird es gar keine mehr geben. Man hat nur gute Gedanken, so lange nur noch einzelne Lichtblicke aus der allgemeinen Dämmerung sich losreißen.

In einer eigenthümlichen Lage befindet sich der Schriftsteller, während er diejenigen seiner Gedanken conzipirt, die ihm bedeutend erscheinen. Er behorcht sich selbst.

Es mag wohl nichts „gedacht werden, was nicht schon gedacht worden wäre.“ Aber gesagt ist Vieles noch nicht. Wie manche Fragen drängen sich bei der Lesung der tiefgedachtesten Werke einem innigen Gemüthe auf, die man laut zu fragen, vielleicht nicht den Muth, nicht das Geschick, oder nicht Gelegenheit hatte!

Nur Eine Ansicht ist unwahr, die, daß nur Eine Ansicht wahr sei.

Der sogenannte (soi-disant) Philosoph vom Fache spricht vom Dreifuß seines Dogma herab mit einer bequemen Sicherheit über die Ansicht des Mannes von Geist, worüber dieser, der das Bornirte kennt, das jedes Dogma bedingt, im Stillen gemüthlich lächelt.

Es ist schwer, ein vielumfassendes, folgerichtig in sich gegliedertes und geschlossenes, philosophisch und dichterisch originales Ganze, wie z. B. Oken, hinzustellen; aber es ist noch schwerer, ein nüchternes, probehältiges, wahres und dabei unschuldig klares und einfaches Büchlein, wie z. B. Garve that, zu schreiben.

Man verbindet wohl oft mit einem philosophischen Ausdruck falsche Begriffe; aber jedem liegt auch irgend ein ächter zu Grunde. Diesen zu finden, heißt den Schlüssel zu den verwickeltsten Problemen finden.

Was ich lehre und bekenne, ist nicht Optimismus (wie irgendwo gemeint wurde), denn ich dringe darauf, daß man sich auch die Schattenseiten nicht verheimliche; auch nicht Quietismus, denn ich fordere beständige Aktivität im Finden und Ueben des Rechten; auch nicht Skeptizismus, denn die Behauptung, daß die Dinge mehr als Eine Seite haben und an Allem etwas Wahres sei, sagt nicht, daß Alles wahr oder falsch sei; nicht einmal Objektivismus, denn ich will dem Subjekte seine Rechte ungeschmälert wissen; am wenigsten Indifferentismus, denn diese Ansicht setzt voraus und nährt die Theilnahme an allem Streben und Denken. Das gilt vom Wissen, Kunst und Leben, in welchen überall Raum für unendlich mannigfache Ansichten und Leistungen ist.

Die Hauptsache und auch das Schwierigste ist immer das Fassen des Problems in Begriffe und Worte. Sind nur diese einmal gefunden, dann wirkt der menschliche Denkorganismus leicht und bequem nach den eingebornen Gesetzen.

Das Problem ist das rohe Produkt, das erst zur menschlichen Speise gemacht werden muß. Manches läßt sich gar nicht kochen. Was aber gekocht ist, wird leicht gegessen und verdaut. Wenn es unverdaut wieder abgeht, so weiß man, daß man es in Zukunft nicht wieder kochen soll.

Der Irrthum findet seine Nemesis, wie die Menschen sind, noch allgemeiner als die Schuld, — aber Beide straft das Leben gleich sicher; jenen das äußere, diese das innere.

Wie in der Sinnenwelt uns das Trübe, der Schmutz die Wahrnehmung hindert, so in der geistigen der sittliche Schmutz, der verderbte Wille. „Alles wird klar sein um Dich, wenn Alles rein ist in Dir.“

Welche Ungewißheit für den Lehrling, da er die Bekenner und Lehrer der verschiedensten Ansichten dieselben Argumente gegen einander brauchen, in demselben Tone, jetzt bemitleidend, jetzt belächelnd, jetzt belehrend, stets mit dem Kolorite der Wahrheit, einander zurechtweisen sieht, von einander sprechen hört! Und doch ist es gerade dieser Umstand, der ihn zum Wahren führen kann. Dieselbe Sprache Vertrauen-einflößender Gewißheit, von Einer Seite allein gehört, würde ihn vielleicht für immer gefangen nehmen; von allen Seiten her ergehend nöthigt sie ihn, sich *selbst* zu fragen; und nur die Aktivität des Geistes ist *zeugend*.

Mit den Jahren steigern sich nicht nur die Prüfungen, sondern auch die Probleme; also alle Aufgaben für den denkenden, wie für den sittlichen Menschen. Vieles, was dem Jünglinge klar und leicht schien, entfaltet erst dem Manne sein Räthsel, und wo Licht war, wird Dunkel. Eine traurige Erfahrung, wenn nicht mit den Aufga-

ben auch die Kraft, sie zu lösen, wächst, oder ihm Licht von oben zuströmt. Und ist nicht das Wachsen der Aufgaben, die er doch selbst entwickelt, schon ein indirekter Beweis wachsender Kraft?

Stumpfsinnig und achselzuckend weist die Welt die unbekannten Erze zurück, die der Denker, in Liebe für sie, aus den tiefen Schachten fördert. Er aber haut fort und fort, bis der Schacht über ihn zusammenbricht, und seinen geheimen Schatz — entweder offen an den Tag legt, oder vielleicht für ewig mit ihm begräbt.

Die rohe Skepsis ist nicht die absolute, sondern die suchende; und der rechte Gegensatz der Skepsis ist nicht der Dogmatismus, sondern die vernünftige Voraussetzung einer am Gegebenen zu entwickelnden Erkenntniß.

Es bedürfte eines noch unerfundenen Wortes, wodurch viele Widersprüche und Streitigkeiten geschlichtet würden. Ich meine: für den allgemeinen Sinn des Wortes: Gewißheit, welcher ein Verhältniß des Menschen zu Wahrheiten ausdrückt, die mit ihm stehen und fallen. „Gewißheit" pflegt man eigentlich nur die mathematische und logische Erkenntniß zu nennen; es gibt aber eine vierfache Gewißheit: die des Verstandes, der Sinne, des ästhetischen Beifalles, des Gewissens. Das Eine Wort für alle vier, die gleich gewiß sind, ist es, das ich vermisse.

Es findet sich öfters, daß Mathematiker wie Musiker eine gewisse Bornirtheit zeigen, Rechtsgelehrte dagegen große Schärfe und Lebendigkeit des geistigen Vermögens. Mathematik wie Musik, innerhalb einer gewissen Sphäre, bethätigen nur einen Mechanismus, der mit sinnlichen Objekten, auf vorgeschriebene Weise, schaltet; nur in einer höhern Sphäre, wo sie den Gesetzen dieses Mechanismus nachspüren und so über sich selbst hinausgehen, — eine Sphäre, wohin sich nur Wenige erheben — regt sich ein höheres Vermögen an. Der Jurist dagegen hat es mit Gesetzen zu thun, denen beständig wechselnde Verhältnisse zu subsumiren sind. Alle Probleme des Lebens lassen sich in Form von Prozessen auffassen und behandeln, und die praktische Philosophie, — was ist sie zuletzt als eine auf Gott und Welt angewandte Jurisprudenz?

Dämmerung ist Menschenloos; nur, durch sie zum Lichte sich durchzuarbeiten, nicht sie in Licht umzuwandeln, kann Menschenbestimmung sein. Darum wird immer der Glaube das Wissen ergänzen müssen, darum wird immer ein, nicht verneinender, aber suchender und prüfender Skeptizismus die besten Denker bezeichnen; darum ist die wahre Philosophie — die bescheidene.

Wir müssen wohl bedenken, wenn wir von einem göttlichen Verstande, von einem reinen, schrankenlosen Geiste reden, daß uns kein anderes Denken, als ein sich von Schlüssen zu Schlüssen bewegendes (diskursives), —

ein Denken, welches sucht und findet, — nicht aber ein in der völligen Erkenntniß ruhendes (intuitives), welches bereits die Wahrheit besitzt, — bekannt und begreiflich ist. In jener Bewegung der Begriffe liegt für unsern Verstand das Wesen des Denkens selbst; in dem Erreichen seiner Zwecke die höchste Befriedigung; in dem Fortschreiten dahin seine Bestimmung.

Ein zu geringes Selbstvertrauen ist in der Welt geistigen Schaffens so hinderlich wie in der geselligen. Wer erst Alles wissen will, was Andere geurtheilt haben, bevor er selbst urtheilt, kommt so schlecht vorwärts wie sein Gegenfüßler, der sich auf sich allein verläßt. Der Geist muß sich fühlen und üben, um zu wirken und zu wachsen. Zugleich aber muß er sich an fremdem Geiste spiegeln und prüfen.

Die alte Frage: ob die Henne oder das Ei früher war? repräsentirt eigentlich das letzte Problem, auf das alle Wissenschaft von der Natur zurückführt: die Antinomie der spekulativen Physik.

Bis sie gelöst ist, wird eine lebendige Naturforschung wohlthun: die Entwicklung des Ei's in der Henne und die der Henne im Ei gleich sorgfältig zu betrachten.

Man wendet gegen das Philosophiren ein, daß es sich ewig im Kreise bewege, während die pragmatischen Beschäftigungen und Aufgaben der Menschheit vorwärts

schreiten und Fortschritte fordern. Und wohin schreiten denn sie zuletzt? wer ist denn vermessen genug, das Räthsel unserer Bestimmung gelöst zu wähnen? wer weiß denn, ob diese in dem, wornach wir streben, oder im Streben selber liege? wer weiß, wohin die Ausbildung jedes in uns gelegten Gedankenkeimes zuletzt führen könne? kann irgend einer dieser Keime — vergebens gelegt sein? und arbeitet die Philosophie nicht auf ein sittliches Ideal hin? muß dieses Ideal nicht in seiner lautersten Reinheit gedacht, — auch nur als Möglichkeit gedacht sein, — wenn die Menschheit nur Einen Schritt vorwärts thun soll? Mögen das Jene bedenken, die — nicht bedacht haben, daß ihre Forderung einen geistigen Selbstmord der gesammten Menschheit in sich schlöße, zu dem sie, selbst wenn sie wollte, doch nie fähig wäre.

Es handelt sich nicht um „Theorie oder Erfahrung, — sondern um Behutsamkeit in beiden.

Es handelt sich nicht um Originalität, wo es sich um Wahrheit handelt. Ein abgeschlossenes und ausschließendes System wird immer erwarten müssen, daß die Zeit, wie sie es bisher mit allen Systemen that, seine Relativität offenbare. Ein unkritischer Synkretismus ist nicht einmal relativ brauchbar. Mag immerhin Ein Kopf dem andern nachdenken; aber nachdenken soll man wenigstens, nicht blos nachsprechen.

Nicht der Scharfsinn der Abstrakzion, nicht die Fülle des Thatsachen-sammelns fördern den Naturforscher, sondern der Blick für das Zusammengehörige in den Thatsachen (G's. „erhöhte Empirie?").

Was sagt das: „Etwas aus sich selbst erkennen?" oder: „Etwas, das sich selbst erkläre?" An und für sich ist nur das Sein. Erkennen ist Beziehen, Erklären ist Ableiten, Zurückführen. Ein System bringt ein gegliedertes Ganze von Beziehungen; ein zweites in demselben Fache eröffnet neue Beziehungen dieser Beziehungen oder ihres Ganzen. So erweitern sich unsere Kenntnisse durch Synthese. Die Analyse dreht sich immer im Kreise herum. Daher der von Alters her anerkannte Vorzug der Belesenen, Gereisten, Graugewordenen u. s. w.

Alles in Natur, Geschichte, Wissen, Kunst, Einzelleben u. s. f. folgt demselben Gesetze der Metamorphose. Es tritt in's Leben, bildet sich zu einer Form, durchdringt sich mit ihr, bis es, von ihr gesättiget, sie abstreift, als caput mortuum liegen läßt, eine neue erfaßt, mit dieser denselben Prozeß durchgeht, und so — in infinitum. So häutet sich die Pflanze, das Thier, der Mensch, die Gesellschaft, der Staat, die Kirche, der Gedanke, das System, die Literatur, die Menschheit — vielleicht das Weltall; — was wir so nennen.

Die Philosophie hat nachgewiesen, daß sowohl das Denken des Ich, als das Denken der Materie (des Zusammengesetzten in Einem) einen Widerspruch enthalte. Dies führt auf die Annahme der Substanzen: einer geistigen Monas für das Ich, anderer Monaden für die Körper. So die theoretische Philosophie; Kunst und Handeln haben keinen Widerspruch in sich, — sie versöhnen vielmehr den äußeren.

Der Begriff des Mathematikers vom **Punkte** ist der eigentliche Anfang und Ausgangspunkt aller Philosophie der Natur. Hier wird das Sinnliche zum Begrifflichen gemacht.

Man sollte eigentlich den Ausdruck „Materialist" gar nicht brauchen. Er veranlaßt die Vorstellung von einer Denkart, einem philosophischen Systeme. Genau genommen ist aber Materialismus nur der gänzliche Mangel philosophischer Bildung. Denn diese fängt eben damit an, daß der Mensch in sich selbst zurückgehen und den Begriff „**Geist**" bilden und festhalten lerne; so wie man in der Geometrie den Begriff des Punktes vor dem sichtbaren Punkte bilden lernen muß. Wie Platon dem *Ἀγεωμετρητος*, so kann man auch dem sich so nennenden Materialisten nicht gestatten, in Dingen der Philosophie das Wort zu nehmen. Es fehlt ihm das A, also auch das B und C davon.

Der Verfechter des Materialismus meint was Rechtes gesagt zu haben, wenn er frägt: was ist denn „Geist?“ als ob er wüßte, was „Körper“ ist!

Die beste Widerlegung des Materialismus ist der Streit um ihn. Der Geist, der sich, als solcher, denkt und behauptet, — ist.

Nicht dasselbe gilt umgekehrt. Verneinen kann sich der Geist, so lange er nicht zum Begriffe seiner selbst entwickelt ist.

„Es ist völlig undenkbar, daß die Materie sich selbst erkenne.“ Der Materialismus findet diesen Satz voreilig. Ihr versteht — sagt er — unter Materie, — weil es Euch so beliebt, — eben nur die leblose oder doch nicht vollkommen organisirte Materie. Im Menschen aber organisirt sie sich eben bis zum Denken, d. h. bis zum Reflektiren über sich selbst. — Diese Behauptung ist aber völlig falsch. Was der Mensch erkennt, ist keineswegs Materie; er denkt nur — Gedanken; und es ist eben das was er Geist nennt, was er durch's Denken in sich entdeckt und dann außer sich wieder findet. Die Materie auch seine eigene, d. h. seinen Körper, erkennt er nicht.

Die Welt, die wir die geistige nennen, ist zuerst zu unserem Fassungsvermögen in einem negativen Verhältnisse. Uns führt die Unzulänglichkeit der physischen wie der blos begreifenden Kräfte zu ihrer Annahme. Dann, wenn

durch Bildung das Gewissen erzogen ist, tritt sie uns als positive Thatsache entgegen. Das Mißkennen dieser Standpunkte hat zuerst die absolut dogmatischen Systeme, — das Mißlingen dieser den dogmatischen Materialismus, wie den dogmatischen Idealismus, und die Einseitigkeit aller zuletzt den Skeptizismus und Indifferentismus hervorgerufen. Der ächte Kritizismus reduzirt alle Einseitigkeiten auf Wortspiele; und wer nicht im Stande ist, die Meinung Eines (konsequenten) Systems in der Sprache des andern auszudrücken, möchte schwerlich noch beide völlig bemeistert haben Die ethischen Thatsachen **sind**; können sie auf, ich weiß nicht welchem, höchsten einst zu erreichenden Standpunkte, aus der Natur erklärt werden, so ist eben die Natur vergeistigt worden. Die Natur **ist**; kann der Geist in seiner Selbstentwickelung so weit gelangen, sie nicht blos, wie in Fichte, als sein Werk zu betrachten, sondern wirklich vor Aller Augen hervorzubringen, so wird er in sich selbst zur Natur werden. Für jetzt scheint es gerathen, was Geist und Natur schaffen und bieten, als Gaben Einer sie umfassenden Gottheit dankbar zu betrachten, zu erforschen, zu benützen.

Im Menschen ist gegeben: zuerst vor aller Reflexion, ein Eins. Das Bewußtsein bringt eine Scheidung hervor. Diese führt, trotz aller Wendungen und Verrenkungen des Denkens, wieder auf Gegebenes. Als solches erscheint nämlich zuletzt die Zweiheit. Jenes Erste ist die Voraussetzung, das Gegebene der Anschauung. Diese zweite ist das Ergebniß, das Gegebene des Denkens. Das ganze

Gegebene ist: unsere Natur; die Art, wie wir geschaffen sind. Ueber diese können wir (natürlich) nicht hinaus, als — durch Thun, welches ein Erschaffen ist. So löst sich das Räthsel des Lebens nur im Handeln. Dies ist die Gewißheit, die, vor und neben aller Spekulazion, stets in der gesunden Denkart lag; dies ist der praktische Idealismus, der seit dem Erwachen der Spekulazion nie wieder aus ihr verschwand.

Der Dualismus ist zu tief in der menschlichen Natur begründet, als daß wir ihm je entrinnen können. Ein Knäuel, der wir selbst sind; den wir wohl zerhauen, aber nicht lösen können. Wenn ich sage: ich bin, so trenne ich mich schon von mir, denn *ich* denke *mich*. Trennen, Begrenzen, also Verneinen ist das Geschäft menschlichen Denkens; reine Bejahung würde, wie alleinige Repulsiv-kraft, Alles in ein schrankenloses — Nichts auflösen; reine Negation würde Alles vernichten; ja, sie ist undenkbar, weil Etwas gegeben sein muß, um es negiren zu können.

Ich ist kein Gedanke, sondern ein Empfinden. Wer aus reinem Verstande bestünde, oder auch nur im reinen Denken recht geübt ist, denkt nicht: „ich denke," sondern „dieses Denkende, A, B u. s. w. stellt sich die Dinge C, D u. s. w. vor. Eines dieser Denkenden empfinde ich als das meine, und sage: „ich denke" — um mich kürzer und populärer auszudrücken. Er sieht aber sehr wohl und deutlich ein, daß nicht dieses Vorstellen sein Ich ausmacht,

und auch sein Ich nicht ganz Vorstellen ist. Das Ich bezeichnet das Individuum, und das Denken ist gerade das Allgemeine, in welchem das Individuelle aufgehoben wird. So lange sie rein denken, haben alle Menschen ein gemeinsames Ich, aber jeder Einzelne empfindet sich als Individuum.

Denken wir uns die geistige Monas in die irdische Sphäre versetzt. Während der organischen Entwickelung nimmt sie auf: es sammelt sich aller Stoff an ihr und um sie herum. Auf dem Höhepunkte wird sie That, — irdische That; ihre planetarische Bestimmung. In der Rückbildungs-Epoche nimmt sie nicht mehr auf, aber auch nicht ab; sie zehrt am Vorrathe, und es wird nun wohl darauf ankommen, wie viel sie, nicht als Besitz, sondern als zu ihr gehörig, in sich aufgenommen (assimilirt) hat, um für weitere Bestimmungen reif, tauglich zu sein.

Nicht nur das, woran wir uns erinnern, haben wir geistig in uns aufgenommen. Wir fühlen unser geistiges Wesen wachsen, wir fühlen es bereits gewachsen, — ohne uns der Atome des Wachsthumes bewußt zu sein.

Das Kind beginnt mit der Empfindung; die Sinne bilden sich aus; die Aufmerksamkeit erwacht; das Bedeutende wird festgehalten und bei Gelegenheit wieder hervorgerufen; die Fantasie erfreut sich im Jünglinge ihres freien Waltens. Auf dem Gipfel des Lebens tritt das Be-

wußtsein des Geistes hervor. Ist dieser einmal zum Besitze seiner selbst gekommen, so mögen dann immerhin die Anregungen und Stoffe von Außen seltener werden und sich entziehen, die Organe mählich ihren Dienst versagen, — die geistige Entelechie ist (für die Verhältnisse dieser irdischen Existenz) zur Wirksamkeit gelangt, — und darf ihrem weiteren Rufe bereitwillig entgegensehen.

Man denkt sich die Unsterblichkeit der Seele weit leichter an einem Krieger, der fechtend fällt, als an einem Menschen, der von einem Bären gefressen wird. Warum? weil wir nicht anders als anthropomorphistisch denken.

Freiheit?

Der Mensch ist nicht frei. Aber der Geist, als solcher, ist frei. Also auch das Geistige im Menschen, als solches. Je reiner es also ein Mensch in sich entwickelt, je mehr Kraft und gleichsam Raum in sich er dem Geistigen gibt, desto freier ist er. Was aber ist dieses Geistige im Menschen? Das Denken? Kann es selbst ohne Gegenstand, also ohne Bedingung menschlich gedacht werden? Nur das Wollen kann, abgesehen von jeder Bedingung des Gewollten, sich sein Gesetz selber sein. Ob beschränkt oder gescheidt, ob gesund oder krank, ob mit, ob ohne Erfolg, — nach meinen Kräften ehrlich wollen, das kann ich immer. Das ist die Freiheit des Willens. Sie ist potentia gegeben und wird actu erworben. Sie bezieht sich aber auch nur auf's Reich der Geister. Ihre Erscheinung

ist, wie alles Irdische, bedingt und unerklärbar. Das Irdische muß aus irdischen Gesetzen erklärt werden.

So treibt uns auch hier die Betrachtung zu jenem Dualismus, der uns durch unsere Natur gegeben ist. Erklären können wir durch ihn uns selbst freilich nicht; aber wissen können wir, daß wir es nicht können. Uns erklären, hieße uns erschaffen.

Eine erworbene Freiheit mag wohl das praktisch höchste Ziel des Menschen sein; der Theoretiker aber wird immer fragen: wie will man sie ohne Freiheit erwerben?

Man erinnere sich: je höher die Individuen in der Wesenreihe, desto ausgesprochener ihr Entstehen und Vergehen in der Erscheinungswelt. Die todten Schichten der Erde sind fast bleibend; sie verwandeln sich in sich selbst. Das Höchste auf ihr, am Geistigen — der Thier- und Menschenleib — wird aus dem unscheinbarsten Anfang geboren, stirbt gleichsam am entschiedensten. Der Geist selbst, das Unsterbliche, offenbart sich in der flüchtigsten Manifestation. Auch hier entdeckt der Denker das große Kompensazionsgesetz, die Nemesis, die über Götter und Menschen waltet.

N. Ich fühle, mich sehr unklar ausgedrückt zu haben, und nehme mir vor, diese Gedanken künftig wieder aufzunehmen.

Wir zweifeln keinen Augenblick an der Einheit des letzten Grundes aller Naturwirkungen; wenn wir aber

nun fragen: worin liegen denn die besonderen Bedingungen, welche die allgemeinen physikalischen Gesetze zur Erscheinung des individuellen Lebens bringen? so erhalten wir zur Antwort: in der Organisation des Lebendigen. Was ist nun aufgeklärt? Wir wollen nicht mehr; wir dürfen nicht mehr wollen; wir machen nur aufmerksam, daß die voreilige Verwischung der in der Wissenschaft, der Erscheinung gemäß, gesetzten Differenz zwischen dem Organischen und Nicht-organischen uns keineswegs fördern würde.

Ohne die Idee der Metamorphose nach Einem Typus wäre die Begrenztheit und Gesetzlichkeit der Schöpfung nicht begreiflich. Es könnten Nixen existiren.

Geist und Körper sind zwei Welten, nur im Menschenorganismus unbegreiflich vereint; gut; eben daß sie in ihm vereint erscheinen, regt uns an, die Unbegreiflichkeit wo möglich, zu vermindern; und das will uns nur gelingen, wenn wir den Begriff des Organismus teleologisch auffassen. Hier wird es uns klar, daß selbst die Organisazion des Menschen auf seine Geistigkeit berechnet ist. Auch der Naturforscher muß diese Ansicht festhalten, um die physische Natur des Menschen zu verstehen; denn verstehen ist ja nur — auf Begriffe bringen, und Begriffe gehören dem Geiste an.

Hauptaufgabe der Philosophie bleibt es: den Fluß der Dinge, wie den Bestand derselben, das Werden und das Sein, das Allgemeine und das Besondere (die Allgemeinheit und die Besonderheit) gleichmäßig zu berücksichtigen. Die meisten Systeme verfallen einer dieser Einseitigkeiten; die idealistischen dem Universalen, die realistischen dem Individuellen. Und doch bedingt sich, für menschliche Ansicht — und welche andere wollen Menschen anstreben? — Beides so unabweislich wie Geist und Körper.

„Gott, den wir unmittelbar zu erfassen nicht im Stande sind, hat dem Himmel und der Erde anbefohlen, uns sein Dasein anzukündigen. Uns aber und unsere Einsichten hat er nach dieser göttlichen Sprache eingerichtet.“ Schließt die tiefste und verwegenste Spekulazion mehr auf, als diese simpeln Worte, — ich glaube Gellert's? . . . Ordo et connexio rerum — in Spinoza's Sprache — est eadem ac ordo et connexio idearum.

Und wenn die Gedanken der unendlichen Natur nicht die von uns endlichen Wesen sind, — so laßt uns, die wir (sit venia verbo) Theile der Natur sind, getrost nach unserem Gedankengange fortschließen! wie wir eben denken können und müssen. Die Natur mag die Konsequenzen verantworten.

Die Abhängigkeit seines Subjekts und dadurch der Wirklichkeit eines objektiven Höhern wird der Mensch, am demüthigendsten und erhebendsten zugleich, dadurch inne: daß es ihm nicht vergönnt ist, stets auf der heitern, freien Höhe geistigen Ueberblickes und Schaffens sich zu erhalten, auf der er doch manchmal mit Entzücken sich bewegt. Es sind Silberblicke seines Läuterungsprozesses, Lichtblicke einer Welt, in welche hineinzugreifen theils die Bestimmung seines Schicksals, theils die Aufgabe seines Strebens ist.

Wenige Menschen fassen die Tiefe der Mystik (z. B. St. Martin) völlig auf. Wie will man sich den ersten Impuls (die Möglichkeit) des Abirrens der ewigen Regel von sich selbst anders denken als durch einen Willen?

Es ist mit mehreren Vorstellungen der Philosophen so, die dem naiven Denker zuerst abenteuerlich scheinen. Wie will man sich die Welt außer unserer Vorstellung vorstellen? wie will man sich das in's Unendliche Zusammengesetzte vorstellen, ohne auf Monaden zu kommen? wie kann man sich diese, in ihrem inneren Zustande anders denn als vorstellend vorstellen u. s. w.

Durch bloße Reflexion wird im Gebiete der Naturwissenschaften nichts entschieden, noch gefördert; wohl aber im Gebiete der philosophischen. Schon dieses Verhältniß muß auf den Dualismus einer Körper- und einer Geisteswelt führen.

Durch Fühlen und Denken wird das Sittliche nicht gefördert, sondern durch Wollen; nicht durch Wollen und Denken das Schöne, — sondern durch Fühlen. So zeichnen die menschlichen Auffassungsweisen Prinzipien und Grenzen vor.

Die Sprache hat aber kein Wort für den unvermittelten Bezug. Einen solchen hat das Höhere im Menschen (Geist?) zum Wahren, Guten und Schönen. Er erkennt das Wahre, will das Gute, fühlt das Schöne. Demonstriren kann er mit dem Verstande nur die logischen Verhältnisse des Wahren, das er mit der Vernunft, des Guten, das er mit dem Gewissen, des Schönen, das er mit dem Geschmacke wahrnimmt? (hier fehlt das erwähnte Wort.) Also drei Vermögen? Nein! Drei Ideen des Einen für sie organisirten Menschengeistes. Noch Einmal: über unsere Empfänglichkeiten können wir nicht hinaus. Genug, daß der Mensch allein auf Erden etwas denken kann, was er nicht zu begreifen vermag. (Da sind wir doch wieder bei Kant.)

Ein Hauptfehler unserer philosophischen Kritik ist: daß man es dem Arbeiter im philosophischen Weinberge zum Verbrechen macht, nicht sämmtliche moderne Systeme und Ansichten „in sein Bewußtsein aufgenommen" zu haben. Man fordert mehr Geschichte der Philosophie, als Philosophie, und sieht leider nicht ein, daß uns gerade das selbstständige Denken vor Allem Noth thut.

Die philosophischen Systeme seit Kant stellen eigentlich nur durchgeführte Demonstrationen ihrer Unzulänglichkeit dar. Schon Kant erfuhr den Vorwurf, daß er die Vernunft bei der Hinterthür wieder hereinlasse (praktisch), die er bei der vorderen (theoretisch) verwiesen. Noch viel entschiedener that dies Fichte, der geradezu das Unmögliche des Wissens durch sein Wissen vom Wissen bewies, und an die Instanz des Glaubens verwies. Schelling, sich noch weiter von der Verstandesreflexion entfernend, kam folgerichtig dahin, seine Philosophie selbst für eine solche zu erklären, die man ästhetisch (Syst. d. tr. Ideal. S. 21) auffassen müsse, bis Hegel durch Aufhebung des Satzes vom Widerspruch sich selbst offen negirte. Soll nun ein leerer Skeptizismus eintreten? Gewiß nicht! Alles ist seines Daseins und Zweckes sicher — innerhalb seiner Grenzen. Daß doch der Mensch so ungern das begreift! Die Religion ist mehr als die Politik, — eben darum darf sie nicht an ihre Stelle treten. Mag doch die philosophische Ansicht nicht die höchste umfassendste für den Menschen sein, — warum will sich eine höhere an ihre Stelle setzen, ihren Namen annehmen? Warum nicht auch hier das heilige Suum cuique?

Wer den Entwickelungen der deutschen Philosophie seit ihrer Reform (?) durch Kant mit hinlänglicher Aufmerksamkeit gefolgt ist, um die einzelnen Systeme in ihrer Relativität gehörig zu würdigen, wird zu dem Ergebnisse gelangt sein, daß der Gesichtspunkt Kant's vorzüglich für

die Behandlung der Philosophie im Allgemeinen und der Logik insbesondere, — der Fichte's für die der Ethik — der Schelling's für die der Aesthetik (Kunst-Philosophie), — der Herbart's für die der Psychologie und vielleicht der Naturwissenschaft fruchtbringend werde. Wohin könnte sofort Hegel's Gesichtspunkt deuten und führen? vielleicht beantwortet schon dieses Dezennium eine Frage, die ich zu lösen mich nicht berufen fühle.

Eben so läßt sich die Wurzel von Schelling's Ideal-Philosophie finden. Gleich am Eingange seines Hauptwerkes für sie *) stellt er, dem populären Sinne gemäß, als Aufgabe: die Wahrheit — in der Uebereinstimmung der Vorstellungen mit ihren Gegenständen aufzufinden. Einer solchen Aufgabe konnte nur die Lösung genügen, auf welche Sch. folgerichtig getrieben ward, absolute Einheit des Subjektiven und Objektiven. Aber lange vorher hatten scharfe Denker das Verfängliche in jener populären Formalisirung der Aufgabe erkannt. Ein materiales Kriterium der Wahrheit würde allen Unterschied der Dinge aufheben; die Gesetze der Vernunft sind Alles, was dem Menschen zu erkennen möglich ist (Kant, Log. S. 65). Schelling's Wege bestätigten diesen Satz. Sie führten zu einer Symbolik, deren Bildersprache Nichts aufschloß als die Gesetzmäßigkeit des denkenden Vermögens. Die „Philosophie

*) Sy‥ d. transc. Ideal. 1800. S. 1.

ward zu einem Weltgedichte, in dessen idealer Beleuchtung die scharfen Konturen der Wirklichkeit sich verloren.

Schelling's Natur-Philosophie läßt sich am Besten genetisch aus seinem bezeichnendsten Werke: von der Weltseele, beurtheilen. Die Unerklärbarkeit der Ineinanderwirkung von Geist und Stoff, als Problem, durch ein Mittleres zwischen beiden heben zu wollen, vergleicht er richtig mit der Meinung, daß man auf einem Umwege vielleicht doch zu Lande nach England kommen könnte. Müde solcher Trägheitsbehelfe, habe die Philosophie sich vom Empirismus losgerissen und die Funktionen der Intelligenz transcendental aufgefaßt (Kant). Es bleibe also nur übrig, die somatischen Funktionen rein physiologisch aufzufassen, — unbekümmert, wie endlich diese entgegengesetzten Auffassungen sich vereinigen werden (S. 296). So weit wäre Alles gut. Nun führt ihn aber dieser Weg einer von ihm sogenannten spekulativen Physik von den einfachsten physikalischen Vorgängen aufwärts bis zum Begriffe eines Organismus. Dieser (auf dem damals gebahnten empirischen) „zum Bildungstrieb." Dieser — über sich selbst hinaus, zu einer Weltseele — dem gesuchten Band, welches doch nichts anderes als eine Hypothese ist, wofür sie damals Sch. selbst noch auf dem Titel des Buches gab. War damit die Kluft für unser Erkennen aufgehoben? Wenn immer abgeschloss'nere Individualität der Kulminationspunkt des Organisirens ist (S. 219), wie verhält sich der Geist im Menschen, der alle Individuali-

tät aufhebt, zu diesem so individuellen Organimus? Oder wenn eben im „Bande" alle Individuen, als solche, untergehen, wie können sie daraus erklärt werden? Man sieht deutlich, wie Schelling, von der Empirie ausgehend, jede Grenze überschreitend, in eine Region gerathen mußte, in welcher Alles Eins, d. h. Nichts ist.

Schelling's eigentliches und bleibendes Verdienst liegt in der philosophischen Behandlung der Hauptprobleme der Naturwissenschaft; in dem, was er spekulative Physik nannte, und in der Schrift von der Weltseele zuerst und am besten auseinandersetzte.

Die philosophischen Dogmen oder dogmatischen Philosopheme haben, gerade je großartiger sie sind, desto mehr den Nachtheil, daß sie den Menschen zu leicht und zu bald beruhigen. Das gilt nicht nur vom Quetismus der Alleinslehren, sondern selbst von jenem tüchtigen Idealismus, der, wie bei Fichte, auf Thätigkeit verweist. Es ist (wie Joh. Müller von einer raisonnirenden Verzweiflung sprach) eine Art handelnder Verzweiflung, und jedenfalls eine Thätigkeit in blos sittlicher Sphäre. Das aber war der Vorzug der Philosophie Kant's, daß sie eine kritische war, also jede Art Thätigkeit anregte und bestimmte. Ihre schwache Seite war eben auch dort, wo sie dogmasirte, z. B. bei den Kategorien.

Wenn man philosophische Schriften vor und aus Kant's Epoche liest, hat man das wohlthuende Gefühl einer dem menschlichen Geiste völlig gemäßen, auch nachhaltig zur Thätigkeit anregenden Denkbeschäftigung. Nicht so bei den späteren; hier fühlt man sich augenblicklich, wie in Byron's Kain von Lucifer, in ein unendliches Leere mit fortgerissen; man schwindelt mit Vergnügen eine Weile „in the abyss of Speculation“, und zurück bleibt — Lähmung und Ueberdruß. Das Wirken in der und für die Welt erscheint als nichtig. Welches das rechte Denken sei? „An seinen Früchten sollt Ihr es erkennen.“

Kant's theoretische und praktische Vernunft, Fichte's Wissen und Glauben, Herbart's Metaphysik und Aesthetik wurzeln in derselben Doppelbedingung des menschlichen Wesens. Zu dieser Ansicht scheint alles ehrliche Denken zu führen, und das Resultat ist in der populären Voraussetzung über das Verhältniß von Spekulation und Handeln (Denken und Thun) vorgebildet und bestätigt.

Einheit ist nur Gesetz für's Sollen; Ideal. — Vielheit ist im Sein; Wirklichkeit. Vielheit finden wir vor, zur Einheit gelangen wir, Einheit erschaffen wir, in uns oder nach dem Bilde unseres Innern.

Kant und Platon sind sich in dem verwandt, was sie eben zu den größten Philosophen ihrer Zeiten macht:

sie verfahren Beide kritisch, und lehren weniger eine Philosophie als das Philosophiren. Solche Lehrer sind die Befreier des menschlichen Geistes, die eigentlichen Lichter der Welt.

Beide bezeichnet die eben so seltene als unschätzbare Verbindung: eines unbefangenen, nüchternen, scharfen Skeptizismus mit der geläutertsten sittlichen Idealität.

Durch nichts wird Kant's Werth so deutlich als durch die Betrachtung der vermeintlichen Widerlegungen, die ihn verkleinern sollen.

Die innerste Absicht Platon's geht überall dahin: den Menschen denken, d. h. zweifeln zu lehren, und dabei den Glauben im Gemüthe zu wecken, zu nähren, unüberwindlich zu machen.

Platon's Geist offenbart sich Keinem, der sein System zu verstehen glaubt, und, sei es bestätigend oder kritisirend, erläutert. Er entschwebt ihnen wie der Schatten seines Freundes dem Achill; man muß, frei von irdischen Banden, weben und schaffen wie Er, um ihn brüderlich umarmen zu dürfen.

Platon ist deßhalb so vielfach erklärt, bestritten, vertheidigt, und durch das Alles nur immer dunkler gemacht worden, weil man sich an das Theoretische hielt, das bei ihm nur Symbol oder Dialektik ist. Man versteht ihn gleich, wenn man im Auge behält, daß sein Zweck immer nur der ethische und seine Form poetisch ist.

Platon. Skepsis des Verstandes bei Zuversicht der Vernunft; Schwärmerei mit Ironie; Dialektik, um die Richtigkeit derselben und die alleinige Gültigkeit des Sittlichen zu beweisen — eine Bildersprache und Symbolik, theils erfunden, theils mit Virtuosität den verschiedensten Vorstellungsweisen entlehnt, — welche eben so sehr der Ausdruck der Begeisterung ist, als der Bescheidenheit, hohe Gegenstände nicht mit dürrem Raisonnement abthun zu wollen.

Wie vieler Züge bedarf es, um sich diese großen Eigenschaften in ihrem seltenen Komplex deutlich zu machen!

Sich eine Rück-Ahmung eines Zustandes zu denken, in dem die menschliche Natur, nicht aber wir selbst (als Individuen) einmal gewesen (Adam), bleibt schwer. Leichter und menschlicher scheint die Vorstellung der Erinnerung an einen Zustand, den die Seele selbst erlebt hat (Platon).

So lange man Kant unter den übrigen Gründern philosophischer Schulen (wie seine Nachfolger: Fichte, Schel-

ling, Hegel 2c.) angeführt, hat man seinen Werth noch nicht verstanden. Nicht sein System macht diesen aus, sondern seine Methode. Er hat den Punkt des Archimedes gleichsam außer der Philosophie, durch den er ihre Welt bewegt. Das ist der Begriff seiner Kritik, die ihm für immer den Vorzug vor den übrigen s. g. Philosophen sichern wird. So müssen eben Systeme gebaut, geprüft, verglichen, vereinigt werden. Wer Kantianer ist, bleibt von Kant am weitesten entfernt. Anders bei Spinoza, u. d. Andern.

Kant hat einen großen, weiten Blick eines Weltmannes im schönen Sinne des Wortes, bei dem ihm nur ein an Freiheit verwandter, nicht so leicht der des Philosophen vom Fache zu folgen im Stande ist.

Man lernt Kant's Werth erst völlig begreifen, wenn man die nach ihm entstandenen Uebertreibungen, und die daraus hervorgegangenen Widerlegungen seiner Lehre durchzuprüfen die Geduld hat.

Ein großer Kreis umgibt den Menschen. Den Einen seiner beiden Halbkreise bilden die Dinge, den andern die Ideale. Auf beide bezieht sich all' sein Vermögen, Können. Wissen, Handeln. Dem Einen entspricht sein Sinn und sein Verstand, dem andern seine Vernunft und sein Gemüth. Ihn, wie die Erde um ihre Achse, abwechselnd zu erfüllen, ist seine Aufgabe. Bleibt er auf Einer Seite, so

ist sein Wesen halb und er empfindet die Lücke. Will er beide auf Einmal festhalten, so geräth er in Schwankung und Verwirrung. So theilt sich die Philosophie in das Wissen von dem, was ist, die theoretische, und in das von dem, was sein soll, die praktische, mit dem ästhetischen und sittlichen Ideale. So bewegen wir uns ewig zwischen Natur und Freiheit, Sein und Werden, Gegenwart und Geschichte, den Forderungen der Wirklichkeit und den unabweislichen eines höhern Bedürfnisses, das wir Sehnsucht, Hoffnung, Glaube nennen. Aber es ist immer nur Eine Achse: der Mensch; nur Ein Kreis: die Unendlichkeit.

Die Philosophie, das reine Streben nach Wahrheit, als solches, muß, frei von (auch den besten) Nebenabsichten, auf sich selbst beruhend, nur die Wahrheit zum Ziele haben. Gewiß! aber man bedenke wohl: daß Ziel nicht Zweck ist. Es gibt für den Menschen nur Einen absoluten Zweck: es ist der sittliche. Sein Gesetz gilt dem Wollen, nicht dem Wissen. Nicht Wahrheit kann der Zweck eines so tausendfach beschränkten Wesens sein, — nur redliches Wollen. So ist also das ethische Princip dem intellektuellen übergeordnet, und nur durch jenes kommt Einheit in das gesammte Wirken des Menschen.

(Man denkt nach *Gesetzen*, man *will* einen *Zweck*.)

Ein theoretisches Resultat ist ein Gesetz; ein praktisches Resultat ist eine Maxime. Ein Gesetz oder eine Maxime (Grundsatz), der die Norm und Bedingung für die Entwicklung eines Ganzen von Theorie oder Praxis in sich schließt, ist, als solcher, ein Prinzip.

Auf Antheil, also auf Empfindung (oder, wie man ein solches Ursprüngliche lieber nennen mag), beruht zuletzt doch Alles. Verlange der strenge Denker immerhin, daß man sorgfältigst allen Beifall und Tadel (alle Aesthese) von der Begriffsbearbeitung fern halte, — ist nicht dieser innige Antheil an ihr selbst, das Denkinteresse, das lebendigste für den geistigen Menschen?

Nicht nur die einsamen Schwelgereien der Fantasie sind ein heimliches Laster, — auch die des Denkens, wenn sie keinen sittlichen Zweck (unmittelbar oder mittelbar) verfolgen. Das ist es, was Rousseau meinte, wenn er (nur etwas zu Rousseauisch) den denkenden Menschen ein verfehltes Thier nannte; das ist es, wovor Kant, als vor dem spekulativen Egoismus, der zum Wahnsinn führen könne, so oft und so eindringlich warnte. Der Mensch mit all' seinen Anlagen und Kräften ist nun einmal auf's Thun, d. i. auf Andere, mehr als auf sich, angewiesen. Doch muß er vor dem Thun und nach dem Thun bei sich einkehren, wenn er das Rechte thun, das Gethane verstehen und genießen soll. Und selbst als Genuß mag ihm

diese Einkehr gegönnt sein, wenn sie ihn, durch die Intensität ihrer Wollust, vor niedrigen Genüssen bewahrt.

Ich soll gut handeln! gut; aber wer sagt mir, was gut sei? das Gewissen. Was sagt es aber aus? daß du, sei auch deine Einsicht für diesen oder jeden andern vorkommenden Fall noch so unzulänglich, so daß du dir nie getrautest zu bestimmen, was gut sei, — den Willen haben und treu bewahren sollst, ehrlich zu verfahren. Das ist gut. (Gesinnung.)

Nur ist zu bemerken, daß die wissenschaftliche Ethik mit diesem ersten Grundsatze nicht abschließt, sondern erst anfängt. Denn sie hat nur erst die Verhältnisse dieser Gesinnung, wie sie gegeben sind (wie die Aesthetik die des Geschmackes), als Probleme zu behandeln.

Nichts ist so mißlich für den unbefangenen Beobachter und so gefährlich für die Geltung der Philosophie als die Zuversicht, mit der jeder Philosoph, fast in denselben Ausdrücken, Ruhe und Seligkeit von seiner Ansicht verheißt, und zugleich das Haltlose der Verheißungen der Andern nachweist. Wollten sie doch lieber Alle vorziehen, die nüchterne, ja kalte Sprache aufrichtigen Suchens statt der emphatischen des Gefundenhabens zu sprechen! Dazu kommt der stete Wechsel der Systeme. Jedes galt einmal; welches wird endlich gelten? Die wahre Beruhigung, die man hierüber dem Zweifelnden geben kann, liegt darin

daß in allen Systemen ein Festes, ein Gemeinsames ist, welches derjenige erkennt, der ihre Idiome in einander zu übersetzen weiß. Und dies Gemeinsame ist gerade Das, was jene Ruhe zu begründen vermag: der absolute Werth und die Selbstständigkeit des Geistes. Zu diesem Ergebnisse gelangt der ächte, gute Eklektizismus.

Immer schärfere Begränzung, immer läuterndere Reinigung, immer mehr auf Einheit reduzirende Sichtung der Probleme — das ist philosophischer Geist. Das letzte, einzige, klar geschaute Problem aller Probleme wäre — ihre Lösung.

Man kann nicht mit völligem Rechte sagen, wie man gesagt hat — daß die Systeme der Philosophen aus ihren Individualitäten entspringen; wohl aber nehmen sie die Farben dieser Individualitäten an. Der Stoizismus bekennt in jedem Stoiker dieselben Grundsätze; aber sie nehmen sich anders bei Epiktet, anders bei Mark Aurel aus. Im Uebrigen ist eine stete Wechselwirkung in jedem geistig-leiblichen Organismus nicht zu verkennen. Nicht Kant's phlegmatisches Temperament hat seine Ethik erzeugt; nicht seine Ethik ihn phlegmatisch gemacht; wohl aber stimmte Beides harmonisch zusammen.

Eins aber ist gewiß. Man denke von Philosophie, was und wie man wolle: immer ist der sittliche Charakter zu ihrer Bearbeitung erforderlich. Schon das Bestreben nach unbedingter Wahrheit, an sich, setzt voraus oder erzeugt Geschmack für Sittlichkeit; wer sich, aus unsittlichen Motiven, um Geld oder Ehre, an diese Arbeit wagt, kann nie reine Ergebnisse hoffen, noch hoffen lassen. Jedenfalls muß er in der ethischen Begriffsbearbeitung wie ein Blinder von der Farbe reden; hier, wo der Charakter den Inhalt gibt, um den das Denken nur die Form zeichnet. Aber selbst der formellste Theil der Philosophie — die Logik, — was ist sie als eine konsequent durchgeführte Ehrlichkeit des Denkens?

Aperçû. Durch diesen Ausdruck bezeichnet der französische Sprachgebrauch die geschickte Auffassung, wodurch ein Mannigfaltiges gleichsam für Einen Blick hingestellt wird. Goethe bedient sich desselben gern, um eine frische, erfinderische Wahrnehmung auszudrücken, die mit Einem Blicke eine Menge folgenreicher Wahrheiten aufschließt; etwa, was man einen glücklichen Griff in der Forschung nennen möchte. Auf dem Gehalte und dem Reichthume solcher Aperçû's beruht eigentlich der Werth eines Schriftstellers. Die Bedeutung eines systematischen Denkens und einer symmetrischen Darstellung darf nie verkannt werden; aber man bemerke, daß ganze Systeme nur ausgesponnene Aperçû's sind, wie z. B. das Gall'sche. Darum schätze man den unbefangenen, geistvollen Mann, der, auch außer

der Schule, ein frisches Auge auf die Wissenschaft wirft, und eklektisch, rhapsodisch, wie man will, ihr Fragen aufwirft und bearbeitet.

Wenn wir in Worten dächten, müßte 1. die Sprache vor den Gedanken, sowohl bei Einzelnen, als im Menschengeschlechte, vorhanden und gebildet sein; würde es 2. nicht vorkommen, daß wir oft vergebens ringen, einem Gedanken Worte zu geben, der uns inwohnt. Man darf also nur so viel sagen, daß wir dann in Worten denken, wenn wir klar und bestimmt denken; weil die in uns webenden Gedanken erst durch die Sprache zur Klarheit und Bestimmtheit gedeihen konnten.

Wer bestimmt, ob — wie Herder meinte — Verba, oder — wie man wohl wegen der Sinnlichkeit der Objekte eher annehmen möchte — Substantiva zuerst gebildet wurden? Wer, ob in der Begriffbezeichnung Wort oder Begriff die Priorität hatten? Scheinen sich nicht vielmehr Denken und Sprechen gleichmäßig zu bedingen, zu sollizitiren, zu fördern?

Der Philosoph muß nicht, wie es die deutschen so gerne thun, die Sprache, unter dem Vorwande ihres Reichthums und ihrer Bedeutsamkeit, zu seinen Absichten drehen und deuteln; wohl aber muß er ihr sorgsam auflauern, wo sie ihm etwa ein Schnippchen schlägt.

„Gott" als männliches Substantiv z. B., schon dem Kinde mit der Sprache überliefert, gibt dem ganzen Anthropomorphismus Wurzel und Boden.

Nichts charakterisirt so bündig eine Nation in ihrer Eigenheit als Worte ihrer Sprache für Eigenschaften, wofür andere Sprachen keine Worte haben. Unübersetzbar sind: whimsical, comfort (Bequemlichkeit mit heimischem Behagen?), etourderie, polissonnerie, poltronnerie, élegance, esprit, Grandezza, decus, honestum, virtus, *καλοκαγαδεια*, *σοφροσυνη*, Gemüthlichkeit, Kleinstädterei, Saalbaderei u. s. w. Diese Dinge finden sich zugleich und vorzugsweise mit den Bezeichnungen in demselben Lande. (Wir Deutsche thun uns so viel auf unsere Geradheit, Offenheit, Einfalt und Treue zu gut; sagt nicht sincere alles das mit Einem Worte?)

Man tadelt mit Unrecht den Gebrauch fremder Worte, wo die eigene Sprache nicht auslangt. Der Gebildete opfert der Bildung die Engherzigkeit eines grammatikalischen Patriotismus. Wie in ein Meer bildsamer Flüssigkeit, die alle Länder umspült und verbindet, greift er in den Schatz ihrer Sprachen, und schöpft allenthalben, wo er es zur Schöpfung bestimmter Gestalten eben bedarf. Welche Quellen des Verständnisses, der Humanität thun sich hier auf!

Die dialogische (besser katechetische) Form ist für Philosophie besonders fruchtbar, weil alles Denken ein Sprechen mit sich selbst ist. Fragen und Antworten — darin besteht das Philosophiren; und nur Philosophiren ist die rechte Philosophie. Nur ist es bei diesem Vortrage gefähr-

lich, nach einem Schema, zu einer Absicht, zu schreiben. Das Problem ist selbst erst zu suchen, zu bestimmen; dann unbefangen, von jeder Seite aus anzusehen, zu bearbeiten; was sich dabei (auch wohl daneben) ergebe, ist ruhig aufzufassen, durchzuführen. Gleich unpassend ist Dummheit des Einen Sprechers, der zu Allem nur „Ja" sagt, — wie Zank zweier Dogmatiker, die sich ewig in ihren Kreisen drehen. Für Letzteres eignet mehr die Briefform. Dort muß Keiner Recht, Mehrere müssen das Rechte haben wollen; müssen's miteinander suchen. Platon bleibt hierin ewig Muster. Es ist übrigens merkwürdig, daß es fast keinen gedankenreichen Schriftsteller gibt, der sich in dieser Form nicht versucht hätte*). Ein Beweis, wie sehr man ihren Vorzug fühlt; hier zeigt sich auch wieder, wie viel lebendiger und prägnanter der Kritizismus als der Dogmatismus ist.

Es ist eigen, daß Spinoza, dessen System eigentlich gar nicht ethisch (praktisch), sondern ächt theoretisch ist, nicht nur die Bezeichnung „Ethik" wählte, sondern auch unläugbar in dem wirklich ethischen Abschnitte de Libertate (die er bekanntlich läugnet und selbst auf's Glänzendste herausstellt) eben die größte Meisterschaft be-

---

*) Platon, Hiob, Xenophon, Lucian, Aeschines, Neuplatoniker (Hermes), Cicero, Mendelsohn, E. Platner, Berkeley, Hume, Diderot, Kant (Tugendlehre), Hemsterhuis (?), Herder, Lessing, Goethe, Fichte, Engel, Weishaupt, Wieland, Voltaire, de Ligne, Shaftesbury.

währt; übereinstimmend mit der anerkannten sittlichen Musterhaftigkeit seines Wandels.

Herbart, als strenger, Maß und Wahrheit achtender Denker, gibt unwillkürlich den von ihm so lebhaft bestrittenen, ächten kritischen Idealismus zu, indem er überall sorgfältig sich gegen das „unserer Spekulation etwa Unzugängliche" verklausulirt. — Ist „Substanz" nicht eben so ein von uns Gedachtes als „Kraft" oder „Geist" u. s. w.?

Man fühlt sich bei Herbart's Zergliederung des Begriffs „Tugend" an das gemahnt, was Sokrates dem Menon (bei Platon M. S. 36) sagt: „Glaube nicht, daß du bei der Frage, was Tugend im Ganzen sei, durch Trennung ihrer Bestandtheile irgend Jemanden den Begriff deutlich machen werdest! Immer wird er wieder fragen: was ist nun die Tugend, von der die von dir genannten Beziehungen Theile sind?"

Pascal's Gedanken gehören unter die merkwürdigsten Dokumente menschlicher Geisteseigenthümlichkeit. Sie können nur aus seiner Geschichte und der seiner Zeit vollkommen verstanden (richtig beurtheilt) werden. Sein scharfer, gründlicher Geist einerseits, sein leidender Körper und die Denkart seines Jahrhunderts andererseits trieben ihn rastlos zwischen zwei Extremen, die er vereinigen zu können die feste Ueberzeugung in sich fühlte. Daher begegnen

wir bei ihm beständig Antithesen, zwischen denen er uns mächtig fortreißt, — während er stets behauptet und anräth, die Mittelstraße zu wandeln. In der Kühnheit, Aufrichtigkeit, Klarheit, Bestimmtheit, Schärfe, Größe und Schönheit, womit er die Kontraste der menschlichen Natur enthüllt, besteht sein größter, sein unvergleichbarer Vorzug.

Garve ist vielleicht von allen philosophirenden Schriftstellern der aufrichtigste — gegen sich und den Leser. Ein unschätzbares Verdienst, dessen Werth man erst nach vielen Enttäuschungen und am tiefsten in einer Zeit fühlen lernt, der, wie der unsern, in Leben, Kunst und Wissen, alle Naivetät gebricht. Naivetät aber ist Grundbedingnng alles Großen.

Auch seine Penetration ist merkwürdig. Wer Gedanken-reisen fortzuführen vermag, wird leicht die tiefsten Probleme der Spekulation auf eine höchst einfache Weise in seinen Schriften (z. B. in der über das Dasein Gottes) angedeutet finden, die dann später mit der tiefsinnigsten Physiognomie sich wichtig gemacht haben. Und gerade sie so einfach aufgefaßt zu haben, macht seinem Verstande am meisten Ehre.

Pietät heißt die Anerkennung eines geistig Höheren. Ihr Gefühl ist Ehrfurcht, wenn man will — Demuth; aber in dieser Demuth selbst ist Erhebung. Ohne Pietä ist weder dichterische Fähigkeit noch Empfänglichkeit denk-

bar; denn ohne das geistige Element bleibt statt des Gefühles nur Empfindung.

„Er kann lieben und verehren,
Darum ist sein Lied so rein."
(Geschmack für's Schöne, für's Gute: Gewissen.)

Philosophie ist nicht ohne Kälte denkbar. Wer nicht grausam gegen das eigene Gefühl sein kann, philosophire nicht. Aber diese Kälte ist auch nur verhüllte Pietät in anderer Richtung; denn sie beruht auf Anerkennung des absoluten Werthes des Geistes in der Wahrheit. Und so steht die Dreieinigkeit fest: Der ewige Geist, drei in Einem, Einer in Dreien; die Dreieinigkeit des Guten, Wahren, Schönen.

Mit allgemeinen Betrachtungen ist es wie mit jedem wahren Vergnügen. Wie dieses nur dann rein ist und die Seele erweitert und erhebt, wenn es auf die Mühe der Arbeit folgt, — so erfüllen auch jene nur dann denselben schönen Zweck, wenn sie, ein stiller, gehaltvoller Strom, aus den dunklen, klippen- und mühevollen Gängen der Forschung im Einzelnen und Besonderen fließen.

Philosophie, wie ein Orakel, ohne erworbene Kenntnisse, aufnehmen oder spenden wollen, ist Frevel gegen die menschliche Bestimmung; und die gläubige Weisheit des Knaben wird in der Stunde der Prüfung zu Schanden vor dem bescheidenen Zweifel des Mannes, der spätern Frucht des Erlebnisses.

Menschen mit einer höher'n Gesinnung, besonders wenn zugleich mit einem zarteren Sinne begabt, scheuen oft (aus einem Mißverständnisse) die völlige Aufklärung über wichtige Gegenstände. Sie fürchten, daß der Verstand sich überhebe, wünschen, daß der Ehrfurcht ein Raum bleibe, und sind von den Ansprüchen einer geistigen Welt durchdrungen. Aber eben, wer das letztere ganz ist, wird ganz unbesorgt jedem Licht seine Bahn gönnen, und ruhig lächeln, wenn sich der Strahl für die Sonne hält. „Ich bin sehr überzeugt", sagte der beste deutsche Denker, „daß diejenigen, welche geistige Kräfte annehmen, dem Rechten näher sind, als die Mechanisten; aber ich rathe, so lange den Weg mechanischer Erklärung fortzugehen — als er führt. Nur so kommt man vorwärts." Die Ansprüche des Geistigen melden sich schon selbst. Es ist dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen (Anwendung auf den Mechanismus des Gehirns, die Imponderabilien, die künstlichen Mineralwässer). In diesem Sinne sind ideal gesinnte Menschen selbst dem Aberglauben manchmal günstig, — weil sie das Kleinliche und Lächerliche des Unglaubens fühlen, und jeden Zug ehren, der das Gemüth an seinen höhern Ursprung mahnt.

Gute, aber nicht scharf denkende Menschen, von Zweifeln belagert, ziehen es oft vor, und lehren es selbst als Weisheitsregel: den Problemen lieber aus dem Wege zu gehen, als sie zu lösen. „Handeln", sagen sie, „ist besser als grübeln", — und: „wo höhere Grundsätze sprechen, be-

darf es keiner kleinlichern Argumente." — Sie haben Recht — für sich; dem durchdringenden Verstande aber können sie immerhin das Problem überlassen; — überzeugt, daß er, siegend oder besiegt, die höheren Grundsätze bekräftigen, das Handeln fördern werde. (Hieher der Ausspruch: „Die beste Verfassung ist: die best verwaltete," u. ähnl.)

Man glaubt gar nicht, wie wenige Menschen eigentlich selbst denken; wie sehr selbst die geistige Thätigkeit und Produktion oft der berühmtesten Gelehrten und der beliebtesten Dichter nur eine fast mechanische Reproduktion des vielfach in ihnen aufgesammelten Denk- und Dichtstoffes ist, von dem sie nicht mehr wissen, daß sie ihn gesammelt, aber nicht geschaffen haben.

Man kann recht gut an sich selbst gewahr werden, daß an der Philosophie nicht eigentlich der Inhalt, sondern die Denkübung das Bildende ist. Diese aber ist eben unschätzbar. Denn sie gibt dem Menschen mehr als jeder Inhalt irgend eines Wissens.

Der Philosoph bilde sich nicht ein, auf dem Gipfel der Menschheit zu stehen. Er sieht Alles ein; gut! aber er sieht es nur ein. Der Dichter macht selbst dieses Einsehen zu seinem Gegenstande; steht also höher. Aber auch Er überhebe sich nicht. Der Philosoph macht auch ihn

und sein Dichten zum Gegenstande seines Denkens. Der Künstler stellt Beide dar u. s. f.

Produciren, thätig sein — ist Alles; alle Thätigkeiten sind nur Theile (?) — Reflexe u. dgl.; der Zustand aller Zustände läßt sich nicht aussprechen. Genug, wenn praktisch alle Thätigkeiten von einander geschieden operiren, daß keine die andere ersetzen will und stört: im Ganzen dadurch, daß jedes Individuum auf seine Weise thätig sei, — und im Individuum selbst dadurch, daß man sich nur Einer Thätigkeit für einen bestimmten Zweck für jetzt überlasse.

(Dies Alles muß deutlicher ausgeführt werden. Es stehe nur da, um mich an diesen Vorsatz zu erinnern.)

Man geht oft fehl, und verschwendet die höhern Geistesthätigkeiten, indem man die Lösung gewisser Probleme mehr in der Tiefe, als in der Breite sucht. Probleme des socialen, des politischen Lebens, der Medicin u. s. w. fordern oft weniger den Tiefblick des Metaphysikers, der auf die letzten Gründe der Verhältnisse geht, als den weiten Umblick der Kenntniß und Erfahrung, der die Gesammtheit dieser Verhältnisse und ihre allseitigen Beziehungen und Verwickelungen mit einander zu erfassen und in ein Ganzes zu sammeln fähig ist. Was sein soll — das eigentliche Prinzip des Philosophen — ist bald gesagt; was ist, bleibt schwer zu beurtheilen; und wie das werden kann, was sein soll, — welche Aufgabe ist schwieriger zu lösen, als diese?

Es gibt drei Epochen, drei Standpunkte, die in vielfachen Beziehungen sich wiederholen: Unschuld, Kampf und Tugend.

Der unreife Jüngling hängt treusinnig am reinen Bilde des Guten, des Einfachen; der gährende Jüngling an der Schwelle des Mannesalters fühlt sich hingerissen von der Kühnheit der Genialität in die verworrene Fülle ahnungreicher Unendlichkeit; der reife Mann kehrt geläutert zur Anerkennung des einfach Wahren zurück.

Auf der ersten Stufe begreift man das Genie noch nicht; auf der zweiten eignet man sich ihm an; auf der dritten sieht man seinen Werth, aber auch seine Relativität ein. So Menschen, so auch Nationen.

[illegible] frühen Jünglingsalter findet man Goethe kalt, [illegible]n hinreißen[illegible] Mannesalter versteht man ihn. [illegible] Werther [illegible]elten die Aeltern, die Jün[illegible]ärmten; [illegible]n freilich ein, daß die Ael[illegible] neue Di[illegible]llig verstanden; wir sehen [illegible] ein, [illegible]enes Kopfnicken nicht ohne [illegible] war. [illegible]er Nüchternheit tritt nach [illegible]uschung[illegible]ß hervor. Man kehrt von [illegible] einer [illegible] die man früher belächelt [illegible] begri[illegible]u Garve und Mendelsohn [illegible] B[illegible] seinen Zauber am Spiegel [illegible]ung[illegible]chen, wissenschaftlichen und [illegible]he[illegible]on gränzt an ihrem letzten [illegible]an[illegible] gesunden Menschensinnes [illegible] jedem Genie eine [illegible]

schelle zudenken, das „von erhabenen Gesinnungen faselt, ohne die gemeine Rechtschaffenheit zu haben."

Was eigentlich die Produktion des ernstlich gesinnten Schriftstellers gegenwärtig lähmt? . . . Das Bewußtsein, kein Publikum vor sich zu haben. Wer mag öffentlich in sich hinein reden?

Der Deutsche hat kein Publikum. Schriftsteller, Maler, Tonkünstler wenden sich entweder an den Gelehrten — und werden nie national; oder an die Masse — und opfern die Gründlichkeit einer flüchtigen, wo nicht niedrigen Wirkung. Wir haben keinen Mittelstand für Kunst und Literatur. Das Mittlere in den Leistungen ist aber nicht negativ, d. h. beide Extreme zu vermeiden, denn das gäbe das Halbe, das Nichtige, — sondern positiv, d. h. durch das wahrhaft Gebildete diese Kluft auszufüllen.

Es gibt falsche, leichtfertige Kollektivbenennungen, die in Leben und Kunst viel Verwirrung stiften. „Mystiker, Schwärmer, Freigeist, junges Deutschland, moderne Schule u. s. w. u. s. w." Was hat man damit gesagt? eine Ungerechtigkeit. Es liegt allerdings allenthalben ein Gemeinsames zu Grunde; aber gerade das Individuelle darin auszufinden, — das ist die Aufgabe. Tauler und St. Martin sind Mystiker, Plotin und Wesley vielleicht Schwärmer, Spinoza und George Sand Freigeister, Börne

und — junge Deutsche, Shakespeare und Tiek Romantiker: welche Gegensätze! Also keine abfertigenden Allgemeinheiten, bei denen man sich durch ein Modewort des Verstehens und der Gerechtigkeit überhoben glaubt.

Daß die deutschen Dichter, in einer älteren Epoche, eine cynische Rohheit affichirten, in dem Wahne, sie gehöre zum poetischen Genie, war verkehrt genug; aber man fühlt doch ein entschuldigendes Motiv durch: das Recht der Natur gegen Affektation und Philisterei. Daß sie aber, in einer neueren Epoche, die Farbe der Dandy's tragen, ist ganz dumm, bricht ihnen als Dichtern den Stab, und läßt hinter der Lionshaut den Esel durchblicken.

Manierirte Dichter erziehen gleichsam ihre Leser nach und nach zur Geschmacklosigkeit. Wie sie selbst die Linie des Natürlichen und Schönen einmal überschritten, keine Schranken mehr kennen, und im Absurden unendlich fortschreiten (wie der Schauspieler, in dem die nicht gefühlte, nur nachgeäffte Miene des Gefühls durch immer größere Uebertreibung zur Karikatur wird), so gewöhnt sich der Leser immer mehr, was ihm anfangs fremd, allenfalls originell schien, anziehend, schön, endlich gar als das Rechte und Gehörige, — und sofort das wirklich Rechte und Gehörige als matt und gleichgiltig zu empfinden. Der Lieblingsdichter borgt ihm die Brillen, durch die er sehen lernt.

Wir Deutsche haben ein eigenes Talent für das Nichteigene. Wie wir mit jedem Fremden seine Sprache sprechen, so merkt man fast jedem unserer Schriftsteller bis auf das „Räuspern und Spucken" seinen Meister an. (Mir z. B., wie ich höre, die Schule Goethe's.)

Warum die vortrefflichsten Dichter und Schriftsteller erst nach und nach, bei wiederholtem Lesen und wenn man sich gleichsam in sie hineinlebt, immer mehr gefallen?

Erstens, weil das Beste überhaupt nicht an der Oberfläche liegt. So bewährt ja auch den rechten Mann nicht die Stunde im Salon, sondern die genaue Bekanntschaft; und es ist nicht wahr, daß der Held im Schlafrocke keiner mehr ist; — für den, der sehen kann, ist er es da erst recht.

Zweitens, weil ja aller Geschmack nichts anderes ist, als ein zu gewissen Empfänglichkeiten ausgebildetes Organ. Diese Ausbildung nun geschieht nur allmälig an den Gegenständen selbst. Das Große hebt uns, indem wir es öfters beschauen, zu sich empor; wir müssen erst wachsen, um in sein Antlitz sehen zu können.

Man versuche das Gesagte an Mayrhofer's Gedichten, — und man wird nicht nur an Geschmack in der Poesie, sondern als Zugabe noch etwas anderes gewinnen.

Ein Dichter ist derjenige, welcher individuelle Zustände in ihrer ganzen Bedeutung aufzufassen und in ihrer ganzen Lebendigkeit darzustellen fähig ist.

Wie beneidenswerth erscheint die Kunst des Dichters, der eine einfache, lebendige Wirkung gleichsam durch die That zu erzielen versteht, — dem unproduktiven Schriftsteller, der sie durch tausendfache Wendungen der Gedanken — nicht erzielt.

Alles, was man schreibt und spricht, um seine Ueberzeugung auszusprechen, zu vertheidigen u. s. w., erscheine es als Lehre, Confession, Polemik oder sonst wie, ist und bleibt zuletzt doch nur — Manifestation der eigenen, geistigen Thätigkeit. Sie ist so gut Selbstzweck als die Bemühung, das ewig Unerforschliche zu erforschen. Wer einsehen gelernt hat, wie jede menschliche Ueberzeugung und Ansicht (in nicht positiv mathematischen Dingen) in dem Charakter des Menschen bedingt ist, gibt es auf, überzeugen oder umändern zu wollen. Er sucht nur, durch folgerichtige Ausbildung und Bethätigung den eigenen zu vollenden.

Der Werth der Einzeldinge liegt zuletzt (in den Augen der Gottheit) nicht in dem, was sie für sich sind, sondern in dem, was sie hervorbringen, also in ihrem Bezuge zum Ganzen. Das bedenke man bei aller Beurtheilung. Nicht, was der Mensch ist, — was er thut und schafft, gibt ihm seine Bedeutung; nicht, was ein Buch sagt, — vielmehr, was es aus sich entwickeln läßt, was es anregt. Das dramatische Werk ist erst vollendet, wenn es seine Wirkung auf's Publikum macht. Autor und Pu-

blikum sind die nöthigen Faktoren des Produktes. So das Bild, die Symphonie und Alles. Prägnanz ist das Ver dienst, dem die Natur, die es am vollkommensten besitzt, ihr Brevet ertheilt.

Der Hauptkunstgriff des Schriftstellers, der Popularität erobern will, sei: nicht weniger und nicht mehr Verstand an seine Motive und seinen Ausdruck zu wenden, als erforderlich ist, damit die lesende Menge sich in der Auffassung derselben selbst verständig vorkomme.

Der deutsche Schriftsteller geräth am liebsten in den Fehler, für sich, statt für ein Publikum, — oder für das einer Cotterie, statt für das einer Nation zu schreiben. Ich fühle mich meist im ersten dieser Fälle. Ist der Schriftsteller oder die Nation daran Schuld?

Lebhaften Naturellen setzt der langsame Mechanismus des Schreibens ein großes Hinderniß in den Weg, in ihren Schriften Witz oder Gefühl zu entfalten. Wo ist schon der Flug der Gedanken, wenn die trägen Züge erst ihren Ansatz zum Auffliegen langsam hinmalen! Wo ist das Gefühl, wenn sie seine ersten Wallungen noch nicht zu Ende gezeichnet haben! Aechte Humoristen sollen wenigstens Stenographen sein. Eine schlechte Feder vermehrt dieses Hinderniß. Diese petites misères der Autorschaft könnten manchen Schriftstellern so gut zum Vorwande dienen als die Censur.

Wie ein Meister im Leben dem verständigen Schüler Vieles auch durch sein Schweigen sagt und lehrt, so liegt oft ein großer Theil des Werthes eines Buches in der weisen Zurückhaltung des Verfassers, in leisen Andeutungen, in dem, was vorausgesetzt wird, um manchmal ein sehr einfach lautendes Ergebniß auszusprechen. Aber diesen innern, verborgenen Werth eines Buches zu schätzen, zwischen den Zeilen in diesem Sinne zu lesen, vermögen nur Jene, die sich selbst mit der Aufgabe des Buches ernstlich und wiederholt bemüht haben.

Man lernt, je länger man lebt, denkt und selbst mitwirkt, desto mehr in der Literatur wie im Leben, dem Zuverlässigen, Gediegenen, das meistens in anspruchloser Form liegt, den Vorzug geben vor dem Blendenden, das die Augen der Kinder und der Welt fesselt. Jenes sieht oft aus wie das Mittelmäßige, dieses ist es meist wirklich. Erst nach den Seiltänzervolten der modernen Dichter fühlt man den Werth Mayrhofer's ganz; erst nach den labyrinthischen Irrwegen medicinischer Theoreme und Ansichten weiß der Arzt einen Gaub, einen Hartmann zu schätzen; erst die Absurditäten der glänzendsten Spekulation lehren — ich will nicht sagen einen Kant, den sie kaum je verdunkeln konnten, — aber die stillen Denker, auf die man vornehm herab zu sehen wähnt, einen Garve, Engel, Jerusalem, Mendelsohn u. s. f. in ihrer Bedeutung anerkennen; und so lehrt auch das Leben auf seinen höchsten Entwicklungsstufen: wie viel größer der besonnene,

sittlich=rechtliche Mensch als der geniale ist. Und ohne Zweifel ist es die ehrwürdigste Erscheinung, wenn sich das Genie selbst zu dieser Anerkennung durch Wort und Werk, selbstverläugnend entschließt. Wäre es nöthig, die großen Lichter der Geschichte für diesen Vorgang zu bezeichnen?

Bei der Klage über das Unmoralische dichterischer Werke wird die Unfähigkeit halb gebildeter Leser deutlich, solche Werke aufzufassen, und obendrein ihre sittliche Impotenz. Der Dichter wie das Leben sollen ihnen nur eben die gebratenen moralischen Tauben auf den Teller legen; wenn er sie, wie Goethe in den Wahlverwandtschaften, in eine Lage versetzt, wo es gilt, an das eigene Herz zu klopfen und die eigene sittliche Gesinnung zu erproben,— da ist es aus mit der Moral, die nur so lange herhält, als die Predigt dauert. Am behaglichsten ist's freilich, wenn sich gar die Predigt mit herrlichen Sprüchen bemüht, dem lieben Laster insgeheim zu schmeicheln.

Das Gefühl, das der wahre Dichter erregt, ist immer ein sittliches Gefühl. Ja wohl — sagt Ihr — im sittlich empfänglichen Menschen! ... Der Unsittliche — sage ich Euch — fühlt die Poesie gar nicht.

Das immer neue Publikum bemerkt nicht, daß das Alte immer neu wiederkommt. Die Sturm= und Drangperiode mit Lenz und Klinger, die romantische mit Schlegel

und Novalis, die formlos blasirt-renommisti'che mit Heine, und die ihr auf die Ferse getretene politisch-ignominiöse ꝛc. sind immer nur dasselbe junge Deutschland. Deutschland ist doch sehr oft jung! und sein Publikum auch. Und doch redet man immer von geschichtlichen Standpunkten!

Man muß nicht allzu hypochondrisch und griesgrämig dreinsehen, wenn es zeitweilig, in der literarischen wie in der politischen Geschichte, nicht so am Faden fortgeht, wie sich's der Professor wünscht. Hat uns nicht der ältere wie der neuere literarische Sanscülotismus zum Theile eine gewisse Energie und Freiheit im Style gegeben die man im älteren vermißt? Jugend ist eben immer in der Welt vorhanden, und mischt dieser das Ferment ihrer Thorheit bei, damit sie nicht aus Gescheidtheit den Geschmack verliere.

Zehn Jahre lang hat Deutschland eine Literatur gehabt; (oder auch da nur einen Ansatz dazu?) vom J. 1790 — 1800. Da war eine allgemeine, kräftige Regung selbstständigen Schaffens und Denkens, wovon die Hervorbringungen jener Epoche das unverkennbare Gepräge tragen. Was voranging und folgte, war vereinzelt oder ist unselbstständig.

Eine gewisse Dichterei der Modernen ist nur eine andere Art des Müssiggangs. Einige nennen's Schlafen, Andere Singen.

Man sollte entweder ein Berufsgeschäft neben der Poesie haben, oder die Poesie muß Beruf sein, dann aber auch mit dem ganzen Ernst eines Geschäftes betrieben werden.

Ein nur in Deutschland heimisches Specimen: der phantastische Pedant.

Sie wollen Kunst und Wissenschaft genießen, kritisiren, benützen, d. h. unter sich haben, nicht hinaufschauen und andere Leute werden. Da sitzt das Uebel.

Nur immer neu, immer überraschend! und was kann uns noch überraschen? was ist neu? Gehört nicht ein Leben dazu, das Alte zu umfassen? Versucht es nur einmal mit Platon! ihr werdet staunen, wie neu, wie überraschend er auf jedem Blatte ist.

Man müßte durchaus Alles, was existirt, gelesen und Alles gegenwärtig haben, um mit Beruhigung sagen zu können, daß das, was man sagt, wirklich neu ist. Wem fällt so was ein?! Also nur getrost — jeder auf seinem Standpunkte selbstständig und selbstdenkend! zwar stets fortschreitend und sich ausdehnend, aber auch manchmal ausruhend und in sich zurückgehend! Neu ist, was irgend ein Mensch wieder frisch denkt und empfindet und ausspricht, — wär' es auch nicht zum Erstenmale. Columbus hat Amerika entdeckt, — und wenn auch Andere vor ihm hinüber-

geschifft wären. Der Mensch weiß doch eigentlich nur, was er selbst denkt, nicht was er liest oder hört; und Schaffen ist das Abzeichen und Wesen seines Geistes, sein Prärogativ, die Bedingung seines Werthes.

Die Roman-Literatur, die aus einer gewissen französischen Schule hervorging, hat, bei vielem Guten, zwei Hauptgebrechen. Aesthetisch: daß sie, über lauter Absichten, und seien es die löblichsten, das reine Wohlgefallen am Kunstwerke allmählig ganz vergessen lehrt; sittlich: daß sie wissentlich oder unwissentlich Neid und Haß aufreget und unzufrieden mit der gesetzlichen Ordnung macht. Es gehört wenig Talent dazu, die Lücken und Mängel der letztern wahrzunehmen und pikant darzustellen, — aber viel Vernunft und Charakter, sich ihr mit Selbstverläugnung zu unterwerfen. Gefühl und Billigkeit haben Viele, Vernunft und Gerechtigkeit Wenige. Besonders lassen Frauen nur immer die Theilnahme sprechen, und erheben sich selten auf jenen Standpunkt einer höhern Uebersicht, der ihnen kalt und rauh erscheint. Frauen aber lesen und verbreiten Romane; Frauen bestimmen den Geschmack für sie; — und was können die Verfasser Klügeres thun, als: ihnen nach Gefallen zu dichten? So hängt das wechselseitig zusammen, — und wird wohl noch eine Weile so fortdauern!

„Nehmt einige Bogen Papier, und schreibt Alles nieder, was Euch durch den Kopf geht! Schreibt, was Ihr

denkt, von Euch selbst, von euren Weibern, vom Türkenkrieg, von Goethe u. s. w.!" ... Wer kann übersehen, welche unerschöpfliche Quellen des Unsinns, der uns jetzt so vielfach überschwemmt, in diesem gutgemeinten Signale des guten Börne sich aufthaten! Es war auf Ehrlichkeit und Selbstständigkeit des Denkens und Schreibens gemeint, auf Formlosigkeit und Anarchie hat man es gedeutet. So dachten die großgewordenen Schriftsteller größerer Zeiten nicht; sie schämten sich, vor ihrer Nation ohne Hosen zu erscheinen; sie hatten einen höhern Begriff vom Publikum und von ihrer eigenen Mission. Woraus gingen dann Werke hohen Styles hervor, die als ewige Muster glänzen; werden sie auch aus der Maxime dieses „Sichgehenlassen's" hervorgehn? Sind die schon aus ihr hervorgegangenen Belege für sie?

Ihr wollt es besser machen als gut; ihr rennt am Ziele vorbei, und werdet, wenn ihr ermüdet stehen zu bleiben genöthigt seid, mit lächelndem Staunen Euren Irrthum gewahren. Alles soll neu, unerhört, pikant sein und Wirkung machen. Das Wahre aber ist nun einmal alt, das Unerhörte selten probehältig, das Pikante stumpft sich selbst ab, — nur das Natürliche sichert eine ewig lebendige Wirkung. Alles Prahlen mit überschwenglicher Kraft deutet auf Schwäche. Dies ist die Poltronerie in der Literatur. Der wahre Beweis innerer Kraft ist Ruhe, der Beweis der Einsicht: Anerkennung fremder Ansichten.

Je mehr die unbedingte, dilettirende, schwätzende Schriftstellerei sich ausbreitet, desto sicherer bereitet sie sich selbst den Untergang. Die Bildung wird immer allgemeiner; Ansichten hat Jedermann; aussprechen kann sie Jedermann; die Presse dient Jedermann. Die Zahl der Schreibenden wird, täglich wachsend, viel zu groß, als daß man den Einzelnen noch bemerken könnte; die Literatur wird zum gedruckten Gespräch. Endlich sieht man ein, daß der bleibende Ruhm nur Jenen gebührt, die da l e h r e n und s c h a f f e n (Lehrer und Entdecker in der Wissenschaft, produktive Talente in der Dichtkunst). Diese allein ragen als Individuen aus der Gesammtbildung der Menschheit hervor, und bleiben ewig in der Geschichte. Alles Andere ist Geschwätz und gehört dem Tage.

Wie überhaupt die Geschichte nachweist, daß die Extension der Bildung vorläufig auf Kosten der Intension fortgeschritten sei, so bietet namentlich die Buchdruckerei zu bedeutenden Betrachtungen Anlaß. S e i t die Produkte der Geister W a a r e geworden sind, haben ihre Grundstoffe sich dem größern Theile der Menschheit assimilirt; dadurch aber, d a ß sie W a a r e geworden sind, hat die ganze Stellung des Wissens zum Leben sich unberechenbar verändert. Man denke, wie sich Platon zu seiner Zeit verhielt und wie die Philosophen (oder gar die sogenannten Belletristen) unserer Journale zur unserigen.

Die alten, großen Dichter schufen, ohne viel zu warten; sie schufen Werke, die einer unendlichen Analyse fähig sind. Die modernen, kleinen, wenden einen ungeheuren Maschinen-Apparat, mit Schrauben, Rädern und Dampf der Reflexion, als Hebel an, um — ein morsches Bret in die Höhe zu bringen. Die dramatischen Wunder gewisser neuer Poeten, nach Vorworten und Kritiken, dem Bewußtsein der philosophischen, historischen, christlichen, germanischen, europäischen, politischen, industriellen, sozialen, kommunistischen, und Gott weiß, was noch für welchen Entwickelungen entsprossen, — welche Zustände stellen sie dar? weit eingeschränktere als der bemitleidete Iffland darstellte. Wie stellen sie sie dar? weit unpraktischer als sie der verachtete Kotzebue darstellte. Sie zeigen so recht, wie wenig ihre Verfasser den eigentlichen Ernst des Lebens, wie noch weniger sie die freie Höhe der Poesie ahnen, — wie wenig sie beiden gewachsen sind.

Dichter, welche sich in Sentenzen und Betrachtungen zu ergehen lieben, haben meist ein reicheres, innres Leben, aber nicht die Kraft, es zu gestalten.

Der Dichter ist auf die möglichst erreichbare Congruenz des Ausdrucks mit dem Ausgedrückten angewiesen. Lyrik ist fast nichts Anderes. Wem hiefür der Sinn fehlt, wird weder Dichter werden, noch ächte Dichter goutiren... „Als Thaten lächeln die Gedanken. Und Mühe glänzt als Lust“... „Die Flut, mit kühler Zunge, leckt die Räder,

thätig eilend".... „Die Frucht, die Gold und flüssiger Purpur streift"... „Da schauet mit den Flammenlocken erbarmend Helios herab"... u. s. w. (Mayrhofer). Das sind die geheimen Kennzeichen, wodurch sich Dichter und die Ihren verstehen. Die Alten haben sie in jedem Verse.

Der Realismus der Alten war ein naiver, reiner, der moderne ist ein selbstsüchtiger; der moderne Idealismus ist ein negativer, sehnsüchtiger, der antike war ein reeller, produktiver.

Wenn man gegen die antike Welt und die heutige gerecht sein will, muß man bedenken, welche Hebel das Leben der erstern bewegten: Ruhm (auch Nachruhm) mit der Naivetät des Glaubens, großes Beispiel, Anerkennung auch des Heterogensten neben einander (Aristophanes, Sokrates), engere, städtisch patriotische Bindung. Man muß überlegen, welche Motive Religionen, Handel, Industrie, Typographie u. s. w. genommen und hinzugefügt haben.

Wer es weiß, wie die Griechen und Römer in dem Vortrage jedes Gegenstandes eine Kunstaufgabe sahen, und in diesem, ihnen ganz eigenen Sinne, alle, auch die scheinbar ungünstigsten Materien, mit dem ganzen Komplex der menschlichen Geistesvermögen behandelten, der versteht (fühlt) den ganzen, großen Unterschied zwischen der antiken und neuen Literatur. Man würde dieß aber sehr mißverstehen, wenn man hier blos an einen rhetorischen Schmuck, an

das leidige „schön schreiben" dächte; das verstehen wir leider besser als Jene.

Was könnte man als Schriftsteller leisten, wenn man nicht — nur zu oft! — leichtsinnig schriebe! wenn man jede Conception, sei es eines Werkes, sei es eines einzelnen Satzes, ganz und organisch durchzubilden, jedes Wort zu vollenden, sich zur Pflicht machte, sich die Zeit nähme! wenn man alle Gedanken, die man denkt, wirklich und gehörig ausspräche!

In gewissen, für systematisch geltenden Köpfen herrscht jene Ordnung, welche einer meiner Freunde seiner Frau vorwarf, die auf seinem Schreibtische aufräumte, ohne zu wissen, was zusammengehörte. Da ist — sagte er — Alles hübsch zusammen separirt und auseinander gesammelt.

Durch literarische Vereine wird stets nur der Mittelmäßige und die Mittelmäßigkeit poussirt; kleine Talente machen sich geltend und wirken auf den Augenblick im Cotteriesinne.

Wann werden Verlags-Buchhändler einsehen, daß sie sich irren, wenn sie ihr merkantiles Interesse von dem der Literatur trennen? daß, je tiefer die letztere deteriorirt wird, desto tiefer auch der Buchhandel in Verfall geräth? daß ein honettes Publikum das Schlechte nicht, ein verderbtes endlich gar nicht mehr kauft? . . . Wenn die Men-

schen überhaupt einsehen werden, daß der Vortheil des Ganzen immer auch der höchste und sicherste jedes Einzelnen ist.

Man sieht und bedauert an den besseren modernen Büchern wie Bildungen, daß sie übersudelt sind. Wie vieles Gute, eigener Entwickelung fähig, liegt im Keime in ihnen, und kann nur, überschüttet vom Wuste des Fremden, überjagt vom Triebe nach Zwecken, nicht zu sich selbst kommen! An Menschen mache ich diese Bemerkung so oft; neulich machte ich sie wieder an Rosenkranz's Psychologie.

On oublit — sagt Bonald in seinen Betrachtungen — ce qu'on sait, et jamais ce qu'on sent. Und — frage ich dazu: ce qu'on pense?

Jeder wahre Gedanke trägt das Universum in sich, und keiner spricht es aus.

Jeder Betrachtende glaubt sich im Mittelpunkte, und alle Betrachtungsweisen Anderer erscheinen ihm als Radien, die zu seinem Centrum führen. Wenn nur Jeder dieses wüßte und bedächte, so möchte es immerhin dabei bleiben!

Der Kettenträger. Roman 1796. ... Die unfruchtbare Dialektik über Freiheit oder Nicht-Freiheit ist es nicht, worauf es ankommt. Sie hängt auch mit der

Hauptsache nicht so zusammen, als es vielleicht dem Verfasser selbst schien. Ueberhaupt ist die Erscheinung nicht selten, daß denkende Menschen ihre Gesinnung mit ihrem Gedankengange selbst verwechseln. (Spinoza? selbst Kant?) Der Kern ist: daß dem Menschen jedes Hilfsmittel, jede Krücke genommen, ja der Boden unter seinen Füßen weggezogen werde, daß er somit rein auf sich selbst reduzirt sei. Die ganze Energie dieser Denkart zu begreifen, dazu wird genauere Bekanntschaft mit dem Ernste des Lebens gefordert, als sie den Meisten eigen ist. . . . Merkwürdiges Buch in Erfindung, Behandlung, Vortrag.

Es läßt sich nachweisen, daß Paracelsus einen guten Theil seiner wiederaufgelebten Beliebtheit den Vorstellungen zu danken hat, die durch Goethe's Faust in die Gemüther gekommen sind.

Die Lesenden wollen zuletzt doch nur gehätschelt sein; und, genau besehen, hat der Dichter, der gefallen will, die Aufgabe, den gemeinen Empfindungen schöne Worte zu leihen. (Sentimentalität, Schadenfreude ꝛc.) Von meinen Schriften bemerkte ich, daß diejenige Beifall fand (zur Diätetik der Seele), welche der menschlichen Schwäche schmeichelt. Die, welche stutzig gemacht werden *wollen*, welche man corrigiren oder erheben *darf*, sind schon selten und ausgezeichnete Leser.

Wer Alles in sich zu fassen strebt, muß indifferent und oberflächlich erscheinen; wer hervorragen will, muß einseitig sein.

Hat das Wort nicht fast zu viel Intelligenz in sich, um recht eigentlich Stoff und Organ für eine Kunst (Poesie) zu sein? Ja, wenn wir, wie die Griechen verstünden, es ganz eigentlich zu verkörpern, in Gestalt zu verwandeln! Wer innig fühlt, was Kunst ist und soll, möchte gewiß lieber meißeln oder malen als Verse drechseln. Man mag nicht schwätzen, man möchte bilden, schaffen!

Ein scharfer und fester Blick auf Leben und Wissen in der Epoche, in welcher wir jetzt leben, offenbart besonders zwei Zustände. Im Leben kommen mehr als je alle Fragen, die sonst Prärogativ der Wissenschaft und Gelehrsamkeit waren, zur Sprache und werden lebhaft diskutirt; im Wissen häuft sich der Stoff, geistiger wie empirischer, in's Ungeheure und ist kaum mehr zu übersehen. In ersterer Beziehung hört man mit Vergnügen in allen Kreisen der feinen wie der mehr cordialen Conversation, die für die Gesellschaft wie für den Einzelnen wichtigsten Punkte ventiliren, muß aber nur zu oft mit Mißvergnügen bemerken, daß ein gesetz- und richtungsloses Hin- und Widerreden den Knoten nur immer fester schürzt und zu keinem Ziele führt. Es ist ein peinigendes Gefühl für den Denkenden und unbefangenen Hörer, bemerken zu müssen, wie oft zwei rechtliche, verständige, selbst über die Sache, welche sie

verhandeln, wohlunterrichtete Menschen sich vergebens abmühen, einander verständlich zu werden, und — nicht Recht zu haben, sondern das Rechte zu finden. Was die Wissenschaft betrifft, so wird durch das sich in ihr häufende Detail und die sich immer vermehrenden neuen Ansichten, die auf die vorhandenen keine Rücksicht nehmen, das Chaos immer größer statt sich zu lichten, und eine zweite babylonische Epoche steht uns bevor.

Wie ist nun diesen beiden Uebelständen, im Interesse des Fortschreitens der Menschheit abzuhelfen? Einzig dadurch, daß man eine einfache, in sich geschlossene, leicht zu überliefernde, das Erfahren, Denken und Sprechen erst zu ihren Zwecken führende, aber leider von den Philosophen der neuesten Zeit, zu ihrem eigenen Nachtheil, vornehm vernachlässigte Wissenschaft wieder zu Ehren bringe. Und diese Wissenschaft heißt: Logik. Die vielen Was, um welche man im Leben fruchtlos herumdisputirt, werden sich alsbald an die rechte Stelle setzen, wenn man weiß, wie man zu disputiren hat, und dieses Wie lehrt die Logik. Die Details des Wissens, die Dunkelheiten der Probleme werden sich lichten, wenn man jene zu ordnen, wenn man diese gehörig festzustellen weiß; und dieses Ordnen, dieses Feststellen lehrt die Logik. Was vor ihrem Richterstuhle nicht bestehen kann, ist, für den menschlichen Gebrauch, verwerflich, — und was fürchten muß, verwerflich befunden zu werden, sucht ihren Richterstuhl zu verdächtigen. Schmeichle sich Niemand mit einem Wahne schrankenloser Erkenntniß! „Das Absurde ist schrankenlos, die Wahrheit hat Grenzen" — ist das Wort eines tiefblickenden Mannes. Unsere Zeit

sucht das Ziel zu hoch; nicht im unendlich Fernen, nicht im unendlich Leeren liegt es; es liegt in unsern eigenen Kräften; aber kennen müssen wir diese Kräfte, und üben müssen wir sie, und diese Kenntniß, diese Uebung gibt die Logik. Was nützt der kraftvollste Schlag, wenn er den Kopf des Nagels nicht trifft? Und darum wiederhole ich: in der Logik liegt unser Heil.

Man schreit über Formalismus, über eine pedantische, unpopuläre, mühsame Vorbereitung für praktische Zwecke! Warum beklagt sich denn Niemand über die Rechenkunst? Rechnen ist auch mühsam zu lernen, ist auch mechanisch, ist auch ein Formalismus, und doch muß man es lernen, um im Leben praktisch fortzukommen, und Jeder dankt den Erziehern, die es ihn lehrten. Logik ist auch ein Rechnen; nur mit Begriffen statt mit Zahlen; nur viel interessanter in sich selbst, nur viel umfassender in der Anwendung. Sie ist ihrer Natur nach Formalismus und kann und soll nichts Anderes sein. Populär kann sie nur durch verständlichen Vortrag und durch Beispiele werden.

Das vergesse man nie: das Denken lehrt die Logik nicht; wir denken, indem wir sie lernen, indem wir (auch unlogisch) disputiren u. s. f.; aber die Gesetze des Denkens lehrt sie, und diese geben unserem Denken Selbstbewußtsein, unserem Lernen Halt, unsern Fragen Sinn, und unsern Disputen eine letzte Instanz, deren wir so dringend bedürfen.

Kunst.

Unsere Zeit hat die Naivetät verloren. Naivetät aber ist die Grundlage aller Kunst, — sowohl zum Hervorbringen als zum Genießen.

„Die Zeit der Kunst ist vorüber. Unsere Zeit macht andere Forderungen; und dem Künstler bleibt nichts übrig, als, indem er diese Forderungen befriedigt, die Kunst gleichsam nebenbei einzuschwärzen...“ Ist der Vordersatz wahr, so ist es die Folgerung nicht. Die Kunst kann sich keinen, ihr fremden Forderungen bequemen, und wer es ihr und der Zeit zugleich recht machen will, wird es mit beiden verderben. Es bleibt also dem Künstler nichts übrig, als: die Zeit (d. h. den Beifall) oder die Kunst (d. h. die Produktion) aufzugeben oder zu suspendiren.

Der Künstler, der blos die Natur nachahmt, hat vor dem, der aus dem Gedanken heraus operirt, allerdings noch immer den Vortheil voraus, daß er die Gedanken der Natur gleichsam mit in den Kauf erhält. Freilich aber besteht eben das Eigentliche der Kunst darin, daß sie Gedanken des Menschen verkörpert und diesen Stempel den Objekten der Natur aufprägt!

Man muß nicht vergessen, daß in der Aesthetik „das Natürliche" nicht „das baare Wirkliche", sondern „das in der Möglichkeit Wahre," d. h. den Gesetzen der Natur und des Geistes Gemäße (nicht Widersprechende) zu bedeuten hat.

Der große Styl der Alten besteht darin: blos das Wesentliche, aber auch alles Wesentliche zu bringen. (Sophokles Tragöd.) Das gibt ihren Werken das Gepräge der Naturnothwendigkeit, und, bei aller Individualität, jene symbolische Allgemeinheit, welche, wohlverstanden, das Ideale ausmacht.

„Ich schreibe dir weitläufig, weil ich nicht Zeit habe, mich kurz zu fassen." Wie viel mehr fordert es, ein reiches Detail zu besiegen, als seine Armuth mit hundert Lappen zu behängen!

Objektivität soll nie was anderes bedeuten, als: das Vermögen, die Objekte rein aufzufassen; so wie Subjektivität: die Eigenschaft, stets etwas von unserem Subjekte in sie hineinzutragen. Sei es im wissenschaftlichen Forschen, künstlerischen Darstellen oder lebendigen Verkehr. Der Idealismus und Skeptizismus begünstigen die Subjektivität, indem sie davon durchdrungen sind: daß es keine Wahrheit als unsere innere Konsequenz gebe, und daß wir ewig nichts ergreifen und darstellen können als uns. Ein freierer Blick aber überzeugt uns bald: daß gerade in der Gabe, das All abzuspiegeln und auszusprechen, der Rang und die Herrlichkeit des Menschen vor allen Creaturen be-

gründet sei. Je höher man sich ausbildet, desto mehr bemerkt man an sich selbst, wie man lernt, gegen alle Dinge gerecht zu sein, und auch sich als Theil eines Ganzen zu begreifen. Das Letzte, wozu der Denker gelangt. Die freie Resignation (amor Dei intellectualis des Spinoza) ist der Triumph der Objektivität. Wer möchte solche Palmen für die schnöde Anbetung seines Subjekts, zum Frohne des Egoismus, hinopfern?

Es zweifelt also kaum ein Vernünftiger, auf welcher Seite das Rechte sei. Wenn ich aber in einem Aufsatze (über lyr. Dichtkst.) das Subjektive in Schutz nahm, so hatte ich dazu meine Gründe in Zeitverhältnissen. Ein inhaltloses Ergötzen am Konterfeien äußerlicher Dinge ist, wo möglich, noch fruchtloser, als die ewige Wiederholung unserer selbst: und wird unser Inneres nur beharrlich gebildet und geläutert, so tritt endlich von selbst jene Harmonie von Geist und Welt, von Subjekt und Objekt ein, welche das Höchste ist.

Darin muß man, glaub' ich, einig sein: daß eine neue Kunst nur vom Individuellen und Charakteristischen anfangen könne.

Die nothwendigen Geburtswehen sind niemals zu vermeiden, und müssen ertragen werden.

Ob alle Bestrebungen einer angeregten Nation oder Menschheit (in Wissen, Thaten u. s. f.) in einer Kunst endigen?

Der Dichter wirkt, z. B. im Lustspiele, sittlich, nicht nur insofern er sittliche Charaktere und Verhältnisse hinstellt, oder, indem er positiv sittliche Maximen ausspricht, oder — als Dichter überhaupt — insofern alle Dichtung durch Gemüthserhebung die sittliche Capacität erweitert,— sondern auch, indem er das Menschliche in seiner Schwäche genetisch begreifen, also mit Billigkeit ansehen lehrt; worin die Humanität besteht.

Der Dichter veredelt die Menschen gleichsam durch eine Hinterlist. Er scheint ihren Neigungen zu schmeicheln, und reinigt sie.

Der Dichter verräth, auch der objektivste, die Stufe und Art seiner eigenen Bildung; theils durch das, was er sagen läßt, theils durch das, was er darstellt, — denn so erscheint ihm die Welt.

Der Roman ist eine poetische Form. Er soll also vorzugsweise dasjenige darstellen, was durch die Mittel, welche dieser Form zukommen, besser dargestellt werden kann, als durch die jeder andern. Man kann sagen: Die Lyrik drückt aus, das Drama vergegenwärtigt, der Roman erzählt. Nun sind aber Zustände am besten auszudrücken, Handlungen zu vergegenwärtigen, Begebenheiten zu erzählen. An Zuständen interessirt uns am meisten das Individuum, das sie erlebt, an Handlungen die Cha-

raktere, in welchen sie begründet sind, an Begebenheiten diese selbst in ihrer tiefern Bedeutung. So beiläufig sehe ich diese Dinge, und das ist in nuce meine Theorie. Mag sich übrigens der Dichter in jedem Bezirk jedes Stoffes bemächtigen, der ihm beliebt: wenn er sich dessen nur wahrhaft bemächtigt. In der Poesie ist die Behandlung Alles. Es gibt hierin unglaubliche Beispiele. Salvandy bewältigt die Geschichte selbst, und läßt sie, wie sie ist; Goethe bringt im Drama das innere menschliche Leben, fast ohne das, was man Handlung nennt; Raphael macht das reinste Bild aus dem unfläthigsten Gegenstande (Vulk. und Pallas).

Der Dichter leistet etwas Ideales, und dieses kann nicht real taxirt werden; in dem Zustande nämlich, in welchem die Staaten bis jetzt sind. Doch ist es ein ähnlicher Fall mit dem Priester. In einem vollkommenen Staate müßte freilich auch dafür gesorgt sein, daß das ächte Genie in jeder seiner Bestrebungen durch äußere Sicherstellung gefördert würde. Denn ohne Behagen keine Produktion. Freilich, wer bestimmt, wo ächtes Genie sei? und gar poetisches? Jede andere Kunst hat eine bestimmtere Sphäre in praxi; die Dichtkunst fließt mit der Bildung überhaupt zusammen, und gewährt dem Dilettantismus am meisten Spielraum. Im Ganzen bleibt es wohl beim besten Rath: Der Dichter suche mit der Welt, wie er kann, fertig zu werden. (Verse machen ist das elendeste Handwerk. Solchen Lumpen soll der Staat für den Müßiggang zahlen?)

Der sogenannte gemeine Verstand und die höchste Ausbildung führen, obzwar mit verschiedenen Mitteln, zu denselben Endurtheilen. In der Mitte zwischen beiden liegen alle Grade des Halben und Verkehrten, woran die Welt leidet, alle die wechselnden Geschmäcke und Thorheiten der Mode und der Einseitigkeit.

Ueber Kunstwerke ist, was das Wesentliche betrifft, alles Reden und Streiten zuletzt ein Gezänk de lana caprina, in's Blaue hinein. Wohl läßt sich über ein Rechnungsexempel (so auch über die Komposition eines gegebenen Kunststoffes) zu einem Urtheile gelangen; aber Wahrheit und Schönheit, die Grundlage und die Vollendung, wollen empfunden sein; und was hilft es, wenn ich entzückt ausrufe: Welch' liebliches Grün! und mein Nachbar sagt kopfschüttelnd: Bester, das ist ja gelb!? — Darüber muß man sich zuerst verstanden haben, ehe man streitet. Mein Nachbar findet Bilder und Ausdrücke eines Dichters treffend, die ich abgeschmackt finde; und bleibt kalt bei dem, was mir die höchste Schönheit ist. Was hilft es da, uns theoretisch abzuquälen? Wir werden einander nie überzeugen.

Man gefällt sich am besten in dem, was man nicht völlig kann. Hier liegt etwas Höheres zu Grunde. Man hat den Instinkt-Trieb, es völlig bewältigen zu wollen, was man durch beharrliche Uebung können wird.

Der reichhaltigste Stoff zu allen Tragödien und Komödien und tragikomischen Romanen, — das ewige Thema bleibt wohl: Das Verhältniß des klaren Menschen in der Welt zu der Bornirtheit und dem Egoismus der übrigen!

Das Porträt macht insofern die Grundlage der Historien-Malerei, als wahre und charakteristische Köpfe für sie unentbehrlich sind. Jeder Künstler fängt doch von der Welt an, in der er lebt.

Die Wahrheit kann äußerlich sein oder innerlich. Die Charakteristik wohlwollend oder mißwollend (Karikatur). Die sogenannte Verschönerung: elegant oder ideal. Das Idealisiren trifft die Intention, die in jedem Individuum liegt, nur durch die Verhältnisse getrübt ist. Die Menschen sind gleichsam nicht sie selbst. Und so konnte Aristoteles einen Maler tadeln, „daß er die Menschen darstelle, wie sie sind."

Der ächte Porträtmaler stellt das Individuum hin, wie es in seinem besten Momente, wenn es sich unbeachtet glaubt, erscheint. Ohne Ostentation, nicht dem malerischen Effekte geopfert.

Die Natur hat kein System. Wo der Mensch eines aus ihrem Stoffe bildet, da wendet er die Organisation seines angebornen Denkvermögens auf sie an. Zeigt diese Anwendung Uebereinstimmung, so ist die möglichste Objektivität erreicht. Man kann aber nicht einmal überhaupt sagen, daß die Natur dem Geiste gesetzlich entspreche; dies

ist nur theilweise der Fall; den sittlichen Postulaten entspricht sie z. B. nicht; und was der Geist sonst von der Natur aussagt, sagt er, seinen Organen gemäß — aus; hierin bleibt immer der Idealismus im Rechte. Es muß also heißen: Der menschliche Geist ist geeignet, einen Leitfaden für die ihm zugängliche Sphäre der Natur aufzufinden.

Oedipus in Theben, das Vorbild von sogenannten Schicksalstragödien? glaubt Ihr, daß Sophokles das Wort seines großen Vorgängers: „Wer that, muß leiden" — nicht verstanden habe? Der Dichter schreibt das „Räthsel des Lebens" hin, wie er's von der Rolle der Muse herabliest. Wie Ihr es löst, kümmert ihn nicht. — War nicht Oedip's unselige Hast, die blinde, stets dem Gedanken voreilende That, sein Schicksal? Hätte das Orakel sich erfüllt, wenn er im entscheidenden Momente, „da, wo die Wege sich theilen," besonnen gewesen wäre? Ist nicht vom Dichter überall, in jedem Zuge, sein Schicksal zum Voraus — in seinem Charakter gezeichnet? Sagt es ihm nicht Kreon selbst: „Ein Herz, wie Dein's, ist seine Rache selber?" Haben seine Aeltern nicht dadurch den Schicksalsspruch erfüllt, — daß sie ihn glaubten? Hätten sie, statt es im Gebirge auszusetzen, ihr Kind zu mäßigem Wollen erzogen, so wäre er nie eingetroffen. So läßt sich, wenn moralisirt werden muß, mit offenbar besserem Rechte moralisiren. Und ist die Sühnung in Kolonos nicht die beste Darstellung der Müde eines von heftigen Stürmen erschütterten, der Ruhe eines durch Einsicht endlich geläuterten Charakters?

Wieland, der unnachahmliche, der Berlin, Paris und Athen in sich repräsentirt, drückt in seinen trefflichen Noten zum Horaz, seinen Werth als Erklärer selbst am besten aus. „Ein Dichter — sagt er — ist vielleicht glücklicher, einen andern Dichter zu errathen, als Kunstrichter, die so voll Metaphysik der Kunst sind, daß alle Concreta des Dichters durch eine Operation, die ihnen mechanisch geworden ist, sich in ihrem Kopfe in Abstrakta verwandeln."

Goethe! was würdest du zu dem Unheil sagen, das du unabsichtlich angerichtet! Welche Nichtigkeit, welche Verkehrtheit unter deinen Verehrern! welche Rohheit unter deinen Gegnern! Kann denn dieses Volk nie seine Meister erkennen?

Statt Goethe's Gegner durch Verse und Deklamationen zu bekämpfen oder ihnen durch leere Elogen Goethe's in die Hände zu arbeiten, scheint es nützlicher, nachzuforschen, was einer solchen Polemik zu Grunde liegen mag. Abgesehen von den allgemeinern, in Zeit- und Volksverhältnissen wurzelnden Motiven, habe ich bei unbefangener, wiederholter, sorgfältiger, vergleichender Beobachtung Folgendes zu weiterem Nachdenken anregend bemerkt:

Gegner Goethe's sind:

1) Rohe Menschen, die sich, ihm gegenüber, wie in feiner Gesellschaft, genirt und gewissermaßen beschämt fühlen.

2) Einseitige, Bornirte, denen seine Universalität ihre Beschränktheit fühlbar macht, oder als Charakterlosigkeit, wohl auch Oberflächlichkeit erscheint.

3) Oberflächliche, die in seinen Werken zu wenig Unterhaltung finden.

4) Junge soi-disants Genie's, denen die Ironie, mit welcher er auf seine eigene, jugendliche Genie-Epoche lächelnd zurücksah, als Pedantismus und als Verneinung ihres Werthes erscheint.

5) Literaten, welche, um originell zu sein, das Absurde behaupten, oder, um selbst bedeutend zu werden, das Große kleiner gemacht wünschen.

6) Frömmler, denen weniger seine freie, helle Denkart ein Aergerniß ist, als die Züge einer tiefen, geistvollen Religiosität, die der ihrigen zum Nachtheile sprechen.

7) Streng sittliche und rechtliche Menschen, die in seiner, Alles gelten lassenden Objectivität eine allzuweite Toleranz, eine Verführung zum Indifferentismus sehen. Hieher sind auch Frauen zu zählen, die sich durch Darstellung einzelner laxer Verhältnisse verletzt und für immer abgeschreckt fühlen.

8) Sehr systematische, logische Köpfe, denen die poetisch-skeptische Allgemeinheit, mit welcher Goethe wissenschaftliche Probleme behandelt, mißfällt; hiezu kommt, daß er an mehreren Orten die Mathematiker und Fachgelehrte direkt angreift.

9) Freisinnige patriotisch- (meist edel-) denkende Männer, welche sich gewöhnt haben, den politischen Standpunkt als den einzig wichtigen und rechten zu betrachten und Jene, die es nicht so halten, für Frevler zu erklären. Hiezu kommt der Umstand, daß Goethe Minister eines deutschen Hofes war und die Anekdötchen von seinem Aristokratismus.

In diese Klassen und ihre Kombinationen dürften sich so ziemlich die meisten von Goethe's heftigen Tadlern bringen lassen.

Diejenigen, welche nicht Bildung genug haben, überhaupt ein Urtheil von Goethe zu fällen, oder welche sich der Meinung Anderer aus Parteisucht oder blindlings der Mode anschließen, kann man nicht als Gegner Goethe's bezeichnen.

Man begreift leicht, wie Goethe für so Viele, z. B. für Rahel eine Art Orakelkoran werden konnte. Er hat in einem langen Leben Alles konkret und rein aufgefaßt; nach und nach erlebt Jeder das Einzelne davon, findet sich erstaunt an irgend einer Stelle mit seinem Gefühle wieder, und möchte rufen: „wie? auch das kennt er?“— Denn es war immer ein Hauptbestreben Goethe's, auch das Widersprechendste an irgend einem Orte gelten zu lassen.

Als Goethe sang: „nur die Lumpe sind bescheiden“ (welch' ein Losungswort für so viele Ehrliche!), wußte er noch nicht, daß er bald der ärgste Lump werden würde. Denn wer war bescheidener, behutsamer, unentscheidender in seinen Aeußerungen, als Goethe, der graugewordene?

Was, im moralischen Sinne, Lessing von seinem Nathan sagen durfte: „einem Volke, das dieses Stück liebt, sei Glück zu wünschen“ — dasselbe darf, in demselben

Sinne. Grillparzer vom „treuen Diener seines Herrn" negativ wenden und kühn sagen: „ein Volk, dem dieses Stück mißfällt, das es belächeln kann, ist zu beklagen." Denn es ist ein entartetes Volk, ein Volk, das die ewige Regel der Völker verloren hat.

Molière, Mysanthrop. Handlung, ganz aus dem Konflikte der Charaktere. Kein Monolog im ganzen Stücke. Kein Charakter ändert sich; was nicht zusammengehört, scheidet sich durch die Katastrophe aus, wie bei einem chemischen Prozesse. Das ist der ächte Menschenfeind; eine Stufe niedriger, wie bei Kotzebue u. dgl. — ist man ein Narr; eine Stufe höher, wo man verzweifelt, ist man kein Menschenfeind mehr. Daß alle Frauenzimmer sich in Alcest verlieben, ist ein guter Zug. Er ist der Mann. Die Kritik über Oront's Verse (I. 2.) paßt immer. Immer Natur und Gefühl des Wahren den poetischen Schulen und Moden gegenüber.

Von Novalis kann man sagen: er denke mit der Fantasie und fühle mit dem Kopfe.

Lenau. Savonarola. Der Eingang, einfach, eigenthümlich, läßt das Beste erwarten. Bald aber zeigt sich, daß dem Dichter der Begriff von einer „Erzählung" gänzlich abgeht. Auch der Charakter des Helden erklärt sich nicht. Die Theilnahme wird theils vorausgesetzt, theils

gefordert, nie erregt. Ein tieferes Eingehen auf Geschichte und angedeutete Zeitansichten zeigt sich nirgends. Ein gewisser intoleranter, mönchischer Vandalismus wird dem heitern Leser, zumal dem, der Kunst und Leben liebt, unangenehm. Das lyrische Gezwitscher von Blüten, Quellen, Büschen u. s. f. in den ernstesten Momenten wird dem gefühlvollen Leser wahrhaft ärgerlich. Doch liegen in dieser Sphäre die Schönheiten des Gedichtes.

L e b e n.

In das „Nach dem Leben" läßt sich Alles hineinphilosophiren: Das Räthsel liegt im „Zuvor" — wodurch erst Jenes Halt gewänne. Wie durch die willkürliche Begattung zweier Individuen, die jetzt geschehen kann, jetzt nicht, — ein Ich seine Entwicklung in dem, was wir Zeit nennen, beginne, — was es mit der Monas in allen vorigen Zeiten für ein Bewandtniß gehabt, — da sitzt es. Die Erinnerung kommt eben erst in diesem Leben zur Entfaltung. Freilich! und die immer wachsende Zahl der Ich's, — ihre fortschreitende Bildung, — die sterben müssenden Kinder, — die Blöden, die Wahnsinnigen, — hier heißt es untertauchen in die Nacht der Unendlichkeit, oder festhalten am Strahl des Glaubens: Wir sind nun einmal; das ist klar, und ist Alles, für uns: mögen wir zusehen, wie wir zu beharren, was wir aus uns zu gestalten vermögen!

Das Werden ist und bleibt die Nuß der Philosophie. Was hat sich in uns verwandelt? (Individuation, Beseelung.)

Wenn ich betrachte, was ich geschrieben habe, so erstaune ich jedesmal zu sehen: wie wenig ich im Stande war, mich selbst auf's Papier zu bringen. Es geht wohl Jedem so; bei mir kommt die allgemeine, und meine be-

sondere Unfähigkeit, das Geistige auszusprechen, und eine gewisse hypochondrische Unlust, die, indem sie mir das Vergebliche vorhält, jene Unfähigkeit noch steigert, zusammen.

Vorstellungsweisen — und was ist unser Wissen mehr? — können nicht werthgebend sein. In unseres Vaters Hause sind viele Wohnungen. Es kommt nicht darauf an, welche wir bezieh'n, sondern was wir d'rin thun, — und nebenbei, wie wir uns mit unseren Nachbarn vertragen.

Wie viele Namen, Zahlen, Ansichten, Ausdrücke, ja ganze Systeme beherbergt der Kopf eines sogenannten gebildeten Menschen! Welche Masse von Wissen haben Bücher und geselliger Verkehr ihm überliefert! ... Und, wenn nun die Stunde der Prüfung, der ächten, unbestechlichen Selbst- und Lebensprüfung, kommt — wie wenig von all jenem besteht! Wie wenig kann er *sein* nennen, so daß es ihm frei, völlig und bleibend zu Gebote steht! — Da zeigt es sich, daß nur das Leben, und was man selbst daran entwickelt, wahrhaft fördert.

Das größte und unschätzbarste Gut des Menschen besteht doch zuletzt im Besitze und Gefühle seiner *selbst*. Wer es, auch nur für kurze Zeit, vermißt, und sodann wieder gewonnen hat, — nur der kennt seinen ganzen Werth, und wird mit allen Kräften seines Daseins ringen, es nie zu verlieren. Kein Wissen, kein Glauben, keine äußere Macht

keine Geltung, keine Verbindung, keine Illusion kann es ersetzen, keine Verkennung kann es rauben. Der es in sich hat, nimmt es mit sich in alle ferneren Bestimmungen seines Daseins hinüber; er ist für sie reif, wie er es für die jetzige war; denn dieses Gefühl ist zugleich die Kraft und das Licht seiner Wirksamkeit, — ewig thätig und leuchtend, wie die ewige Kraft und das ewige Licht, dessen Ausfluß alles Einzelne ist. Nicht vergebens kann der gelebt haben, — qui visit et vidit et vignit...

Jeder Mensch ist doch im Innersten zuletzt — Mensch. Diesen Menschen eines Jeden, aus den individuellen Verhältnißknäueln herauszuwickeln und zu fördern, ist die sittlichste Aufgabe.

Das homo sum etc. hat tiefere Konsequenzen, als die einer allgemeinen Theilnahme, die auch dem oberflächlichen Blicke nicht entgeht. In jedem Menschen, den man inniger verstehen lernt, findet man Stücke des eigenen Selbst wieder; und das erschafft eine Sympathie, welche näher als jene Theilnahme verbindet.

Wer recht auf sich merken und sich in den feinsten Fältchen seines Innern nicht vor sich selbst verheimlichen gelernt hat, der hat einen Schlüssel zu Vielem, was nie in der Welt ausgesprochen wird, und doch alle Triebfedern der Welt bewegt. Es ergeht uns eben Allen so ziemlich gleich, und wir erleben in uns das Nämliche, und

werden auf ähnliche Weise dadurch bestimmt. Und dieses Bestimmtwerden ist eben das humanum nemini alienum; das Selbstbestimmen (die Gegenwirkung darauf) freilich ist der Vorzug ungemeiner Menschen.

Freiheit? Nothwendigkeit? Es ist nothwendig, daß sich der Mensch für frei halte! wenn er Mensch sein soll. Wozu also das viele Reden?

Man ändert sich im Gange des Lebens weit mehr als man glaubt. Es ist schwer, das zu fühlen, weil man sich nicht in den zurückversetzen kann, der man nicht mehr ist. Aber es kommen Momente, wo dieser Gewesene auftaucht; und namentlich gibt manchmal das Verhältniß zu andern Menschen plötzlichen Aufschluß. Sich selbst in allem Wandel am wenigsten zu vermissen, bleibt ein Abzeichen der ungemeinen Naturen.

Jeder Mensch wird wiedergeboren. Es tritt die Epoche ein, in welcher er selbst über sich und sein Verhältniß zur Welt zu denken anfängt. Er wird mündig; und diese geistige Wiedergeburt ist kaum minder bestimmt bezeichnet als die erste Geburt des Leibes.

Alle menschenfeindlichen Deklamationen von Menschen haben etwas Lächerliches und Anmaßendes. Sie

müssen wenigstens in der Form „wir Menschen sind“ u. s. w. gegeben werden.

Demjenigen, der, wie jener Gelehrte, sagen würde: „die Menschen theilen sich in zwei Klassen; solche, welche gehängt werden, und solche, welche verdienen gehängt zu werden,“ — muß man erwidern: zu welcher zählen Sie sich?

Man muß gut unterscheiden: den Mißmuth des Vernünftigen über die herrschende Schalheit, — und den des Narren über die wachsende Vernünftigkeit in der Welt.

Freude daran, Vieles lächerlich zu finden, drückt Mißwollen, — gar nichts lächerlich finden, drückt Beschränktheit aus.

Was den Menschen von der ganzen übrigen Natur scheidet und befreit? der Zwiespalt seines Wesens, die Kraft, sich zu verläugnen.

Jeder Mensch hat auch ethisch eine ihm zukommende, eigenthümliche Form. Sich diese zur Erkenntniß und sodann zur Darstellung zu bringen, ist eine große und unerläßliche Aufgabe. Pflicht und Wahrheit in abstracto haben freilich weder Form noch Farbe; ja sie entfernen, ihrem Begriffe zufolge, den Menschen vom Individuum, von

sich selbst. Aber die Art, in welcher sich beide im Menschen manifestiren, ist völlig individuell, und für den, der solche Manifestationen je gesehen und beobachtet hat, ein entscheidender Beweis für die Identität und höhere Persönlichkeit des menschlichen Einzelwesens. (Kant, Goethe, Marc Aurel, Schiller, Byron o. w. i.)

Man wird zu Allem geboren; warum nicht auch zum Reinmenschlichen? Gewiß, es gibt geborne Menschen, wie es geborne Poeten gibt. War nicht Marc Aurel Einer?

Nicht vom Verstande, noch weniger vom Gefühle, nur vom Willen müßte die höhere Erziehung anheben. Jener beiden geben nur Form und Ressort, dieser allein einen Inhalt.

Was ist erforderlich, damit eine Krystallisation, — eine bleibende, gesetzliche Bildung — gelinge? Vollkommene Auflösung des zu Bildenden im Bildungselemente und Ruhe während der Bildung.

Man sollte fast denken, Erziehung durch Menschen sei unerreichbar, weil zu viele incalculable Momente mitwirken, und das Individuelle obendrein incalculabel ist. Doch muß sie möglich für Menschen sein, weil sie Aufgabe für Menschen ist. Verhält es sich mit der Heilkunst anders? hat sie's nicht auch mit Individuen zu thun?

Doch ist sie zu allgemeinen Gesetzen gelangt, denen sie das Individuelle subsumiren gelernt hat. Freilich ist diese Subsumtion ein Akt, der viel fordert. Das mag auch bei der Erziehung so sein.

Aus Jedem kann sich nur entwickeln, was die Natur in ihn gelegt, aber daß es sich entwickle, daß es sich geordnet, ohne Verlust, entwickle, — das ist so gewiß in die Hand der Kunst gegeben, als sie ja auch Thier- und Pflanzenkeime neben der Natur zum Leben zu erziehen gelernt hat.

Begabte Jünglinge muß man nicht zu sehr hofmeistern oder gar negiren, wenn man nicht in ihnen einen heimlichen, also nur um so anmaßenderen, Stolz erregen und nähren will. Ueberhaupt ist ein abgenöthigtes, demüthiges Wesen immer Ursache und Symptom inneren Dünkels.

Nur der Jugend nicht durch Rath zu helfen suchen! Erfahrung und Wissen sind nur für den mittheilbar, der erfahren hat und weiß. Das Beispiel, die Thatsache ohne alles Beiwerk von Räisonnement, ist, nebst der ursprünglichen Anregung, Alles, was man hier geben kann.

Das Wichtigste, aber auch Schwierigste, bei jeder Art Erziehung, Bildung u. s. f. ist: das Verhältniß zwischen dem Besondern und Allgemeinen. Eine allgemeine Zweckvorstellung muß freilich schon im Anfange mitgetheilt werden oder gegeben sein, weil sonst statt einer Bahn

nur ein schwankendes Herumtappen möglich wird. Aber das Allgemeine, in seiner Ganzheit und Bestimmtheit, muß sich immer erst aus dem Besondern, Individuellen entwickeln, weil es sonst nicht wahr, nicht lebendig werden kann. So geht die rechte Bildung in den Wissenschaften, in der Dichtkunst, in den übrigen Künsten, im Leben des Einzelnen und in den Verfassungen der Staaten und Gemeinden vor sich. Das ist aber eben die Aufgabe, — für jede Bildung das nothwendige Allgemeine zu bestimmen, welches als maßgebend den individuellen Entwicklungen vorangegeben sein soll. Diese Aufgabe wird durch die innige Durchdringung von Theorie und Praxis häufig (z. B. in der Heilkunst) sehr erschwert. Der Schüler soll den allgemeinen Begriff von „Fieber" haben, um das Fieber in concreto zu erkennen; er kann aber den allgemeinen Begriff nur gewinnen aus der concreten Anschauung. Auf diesem wichtigen Verhältnisse beruht der Werth jeder Staatsverfassung; das Prinzip: „gesetzliche Freiheit" ist bei jeder dasselbe; keine aber kann sich die beste nennen, weil bei jeder concrete Verhältnisse mitzuberücksichtigen sind. Große Gesinnungen, Gedanken, Ansichten, Systeme, haben nur Werth, wenn sie Resultate vielfacher Bemühungen im Kleinen und Einzelnen sind.

Oft habe ich mich scharf beobachtet und gefunden: auch bei unwölktestem Kopfe ist der Gedanke rein und frei, wie Etwas, das, von Außen bedrängt, sich unendlich,

unverletzbar, zurückzieht. Nur die Wirkung ist ihm gehemmt; er kann gleichsam nicht empfunden werden.

Energien (der Erfahrung zufolge), die träge (vis inertiae), die zähe, die stille, die feste, beharrliche, die stoßweise, die duldende, die zarte, die wilde, die heitere, die, welche mehrere dieser Kriterien in sich vereint.

Ein Anderes sind die einzelnen Vermögen in ihrer Potenzirung: Verstand, Wille, Fantasie u. s. w. „Energie“ als Gesammtausdruck, bezieht sich auf das Resultat aus ihnen und Anderem, oder auf die individuellste, ihrem Ursprunge nach unbekannte, dem lebendigen Wesen eingeborne Kraft.

Wenn Charakter (wie Hardenberg sagte) ein vollkommen gebildeter Wille ist, so kann kein Zweifel bleiben, worauf es bei der Charakterbildung eigentlich ankomme. Der Verstand, von den ersten Gründen bestimmt, wird durch die folgenden vielleicht umgestimmt; das Gefühl, durch den ersten Eindruck bewegt, unterliegt eben so leicht einem zweiten, ihm widersprechenden. Also Wille ohne, oder gegen, Verstand und Gefühl? Gewiß nicht; die Aufgabe bleibt eben, ihn biegsam ohne Schwäche, kräftig ohne Starrheit zu machen. Der innere Mensch ist doch zuletzt nur Einer; Eine Kraft. Diese Kraft dem Rechten zuzuwenden und zu stärken, — das ist es, was Noth thut.

Ueber die Stimmung durch Tageshelle habe ich neulich eine lebhafte Erfahrung gemacht. Die Lampe, die in meinem Schlafzimmer des Nachts brennt, brannte sehr hell. Ich erwachte und wußte nicht, welche Zeit es war. Gewohnte nächtliche, meist ernste, ja düstere Gebilde nahmen Besitz von meiner Fantasie und verjagten den Schlaf. Da schlug die Uhr fünf, und ich erkannte, daß, was ich für Lampenschein gehalten, schon Tageshelle war. Augenblicklich veränderte sich meine Stimmung; dieselben Gegenstände, die mich eben verdüstert, erschienen im heiteren Lichte, und ich hatte wieder Muth. Ich empfand diese Veränderung wie einen Ruck im Gehirn.

Es gibt kühlende Gedanken, wie es erhitzende gibt. Das Verhältniß ist nicht wie das der fröhlichen und traurigen; beide können beides sein.

Eine gerührte Stimme ist wie das Abendroth oder ein farbiges Glas, durch welches wir die Welt schöner, wie überzaubert, erblicken.

Wie die gedeihliche Thätigkeit beschaffen sein müßte? nicht übertrieben (a. der Dauer, b. der Anstrengung, c. der Hastigkeit nach); nicht invita Minerva; abwechselnd (a. mit Rast, b. mit den Gegenständen.).

Mit der Leidenschaft möchte es immerhin angehen,— wenn sie nur commensurabel wäre.

Es gelingt nur dem geistig kräftigen und sittlich durchgebildeten Menschen, in sich eine gewisse Stille zu bewahren, die, selbst während bewegter Momente und Epochen, wie der Punkt des Archimedes, noch eine Stätte für die Betrachtung bietet; die dem Sein das Denken zugesellt, welches die wahre Glückseligkeit des Menschen ausmacht.

Sich etwas Gutes anzugewöhnen, ja sich dadurch zum Guten zu gewöhnen, wird so schwer nicht fallen; aber sich den alten Fehler abzugewöhnen, — das ist schwerer, als sich's Jener denkt, der die menschliche Natur nicht kennt.

Das Publikum schmäht und klagt über die Aerzte. Die Kranken aber wissen oder bedenken nicht, wie sehr sie selbst, durch Eigensinn, Vorurtheil, Leidenschaft, Widerspruch, die Aerzte in ihrem Urtheilen und Handeln verwirren — und verderben.

Das Leben hat nur insofern einen Werth und eine Bedeutung, als wir sie ihm geben. Das ist das Wesen und Insiegel des Geistes, daß er schaffe, daß er produktiv sei. Und das ist das Vorrecht des Menschen unter den Geschöpfen, daß er ein Leben des Geistes leben könne.

Dieses Vorrecht aufgeben, — das ist der eigentliche Materialismus in Leben, Kunst und Wissen. Es zu üben, ist der Stämpel des Genius, des sittlichen, künstlerischen, philosophischen. Der Geist wirkt und bildet, einem Ideale gemäß; was sein soll, nicht was ist, schwebt ihm als Zweck seines Daseins vor. „Wenn kein Gott wäre, wir müßten uns einen schaffen," — zu diesem Worte trieb ihn, selbst im fessellosen Drange der Anarchie, sein eigener Instinkt. „Wenn keine Tugend wäre, — konnte er eben so wahr sagen, — wir müßten sie ersinnen, sollen wir nicht vergebens Menschen gewesen sein!" — Und ist es mit der Glückseligkeit anders? Macht sie nicht jeder Mensch sich selbst? Mit dem Schönen anders? Nimmt es das schaffende Genie aus der gemeinen Wirklichkeit? Ist nicht alles Große — Dichtung? Nur wer dichtet, lebt. — Forschet also immerhin den Gesetzen der Natur, als solchen, mit selbstverläugnender Treue nach — vergeßt aber dabei nicht auch dem verläugneten Selbst, in einem andern Gebiete, sein Recht wieder zu gewähren; gebet dem Geiste, was des Geistes ist! Strebe der Mensch, welcher dieses Namens würdig sein will, zu bewähren, daß er es ist, — indem er ein geistiges Leben bethätigt, in Tugend, Dichtung oder Gedanken, eine eigene Welt sich schaffend, in deren Mittelpunkte eine Persönlichkeit, und nicht ein Ding, sich waltend offenbart!

Es kommen im Leben manchmal Zustände, die sich, mit einer kleinen Modifikation, typisch wiederholen. Man

könnte sie Keime des Lebens nennen. Solche Keime sind oft förmliche Sentenzen, denn sie ertheilen Lehren im Symbole.

Fast in jedem Menschenleben gibt es Momente oder Ereignisse, in welchen, wie in Keimen, seine ganze Zukunft vorgebildet ist, und die man als Symbole dieses Lebens betrachten kann. Einem alldurchdringendem Auge müßte eigentlich jeder Moment eines Lebens so erscheinen; denn in jedem prägt sich aus, wie ein bestimmter Mensch die Welt auffaßt und gegen sie reagirt, und hierin liegt sein Geschick; — aber glücklich, wer sich selbst, auch nur Einmal, in einem solchen Momente offenbar wird.

Was ist die Vergangenheit? du selbst. Nichts aus ihr vermagst du festzuhalten; nichts ist mehr für dich, als die Keime, die sie in dein Wesen legte, und die mit diesem sich allmälich entwickelten und verschmolzen. Was ist die Zukunft? für dich — nichts als du selbst. Sie kann dich nur angeh'n, in so weit es deine Aufgabe ist, dich ihr zuzubilden. Erinnern und Hoffen in jedem andern Sinne ist Täuschung eines Traumes; sich ihr hinzugeben — Hätscheln des Gefühls.

Das Gemenge von Lust und Schmerz im Labyrinthe des menschlichen Lebens ist — menschlich zu sprechen — ein Symbol der göttlichen Absicht. Ohne Leiden bildet sich kein Charakter, ohne Vergnügen kein Geist. Der Mensch soll also wohl an Beiden reifen. So auch die Menschheit.

Wer kann den Schmerz der Trennungsgedanken schildern — der Trennung von Jenen, mit welchen wir wahrhaft das Leben durchlebt haben? Den Schmerz dessen, der nur Ein solches Gemüth auf Erden sein nennen kann? Den Schmerz des Abschiedes, der tausendmal vor dem wirklichen Abschiede Beider Innerstes jammervoll zerschneidet? Den Schmerz des Einsamen, Gealterten, der Niemanden mehr finden kann, sein Leben noch Einmal mit ihm vom Anfange an durchzuleben! — Und doch, wenn die Thränen, die diese Seelenqual uns auspreßt, halb zu trocknen anfangen, — wie ist uns, als ob ein Engel von uns geschieden wäre! Wie gleichgiltig, kalt, öde, erbärmlich erscheint uns die Welt! Ist das nicht die hörbare Stimme Gottes, daß die Liebe von oben sei, nach oben trachte, und daß der Mensch für diese Liebe bestimmt sei?

Wenn wir die Augenblicke des Vergnügens, der Seligkeit analysiren, so ist sie, wie alle menschlichen Zustände, doppelter Zustand (homo duplex) ein Vergessen seiner selbst; ein völliges Besitzen seiner selbst; ein erhöhtes Dasein, ein dem Dasein Entrinnen. Ein Widerspruch, wie der Mensch, — und kein Widerspruch! denn, was man vergißt, sind die Fesseln, und was man erhöht empfindet, ist die Freiheit des Lebens.

Jeder Rückweg scheint weit schneller und kürzer, als der Hinweg schien. So auch das Altwerden. Man kann

es nur dadurch um diesen Schein betrügen, daß man es als einen Hinweg betrachtet und behandelt.

Die menschliche Seele kann es sich nicht verhehlen, daß ihr Glück doch eigentlich nur in der Erweiterung ihres innern Besitzes bestehe. Frage sich jeder Gebildete aufrichtig: wann er sich wahrhaft glücklich gefühlt habe? nur in jener herrlichen Zeit jugendlicher Entfaltung, da mit jedem Tage seinem Geiste neue Welten sich aufthaten, neue Sphären des Gedankens. Je älter man wird, desto sparsamer werden diese Eindrücke; die Erde hat zuletzt doch nur ein beschränktes Terrain für die Erkenntniß, und nur selten noch beseligen den bejahrten, mit ihr bekannt gewordenen Mann einzelne, neu auftauchende Wahrheiten. Muß er sich nicht am Ende nach einer andern Welt sehnen, die seinem gereiften Geiste neue Aufgaben verheißt?

„Man rühmt sich der Ruhe — hörte ich sagen — ach! und die bittern Erfahrungen des Lebens haben uns statt ihrer nur die Gleichgiltigkeit gegeben!"... Ich verstehe den Vorwurf dieses Seufzers nicht. Allerdings ist Ruhe — Gleichgiltigkeit über manche Dinge, deren geringen Werth wir erst einsehen lernten. Was dachte man sich für eine Ruhe neben leidenschaftlichem Begehren? Gegen das Beste macht uns keine Ruhe gleichgiltig. Nur in der Heftigkeit verkannten wir es.

Das Leben weist Jedem mit einem eisernen Stabe seine Bahn. Wohl dem, der den Stab sieht, und seiner Richtung mit ernstem Schritte folgt, und nicht wartet, bis der schwere Stab mit unabschüttelbarem Gewichte strafend auf seinem Rücken liegt.

Das Hauptergebniß, das die zunehmenden Jahre dem Menschen bringen, ist: ein geändertes Verhältniß des relativen Werthes der Dinge zu ihm. Was seiner Sehnsucht, seinem Glauben, seinem Streben einst wichtig erschien, sieht er nun theilweise in Schein zerfließen, und immer mehr lernt er die Wichtigkeit dessen begreifen, was er einst für unbedeutend und klein geachtet hatte.

Das Leben selbst (oder die eigene Persönlichkeit) ist eines dieser Dinge, an deren relativer Werthschätzung man ein Beispiel dieser Verschiedenheit hat. Wie leicht erscheint dem Jüngling, — wie schwer dem Greise, seine Wichtigkeit, sein Verlust!... Im Gegensatze das eigene Wissen — wie groß Jenem, — diesem wie klein!

Wähne nicht, daß die Betrachtung oder die Lehre oder die Begeisterung dich, von obenher, beseligen können. Du selbst, von Innen heraus, mußt dich hinauf arbeiten. Die Raupe wird nicht zum Schmetterling, weil sie den Nektar der Blumen gekostet hat; sondern sie nährt sich vom Safte des Honigs, weil sie Schmetterling geworden ist.

Witz, Heiterkeit, die Macht des Lächerlichen, — ein unschätzbares, ein unentbehrliches Element im Ganzen der menschlichen Bildung. Wo es mangelt oder vergessen wird, macht sich Dünkel, Beschränktheit, Pedantismus falsche Größe geltend. Warmes, reines Gefühl, mit Witz, der es von jeder Uebertreibung läutert, und so nur stets mehr in sich kräftigt, was mag man Schöneres wünschen? Witz zeigt die ächte Größe des Menschen, weil die aufgeblasene nicht vor ihm besteht. Heiterkeit endlich, die in der Stimmung des Gemüthes ist, bleibt ein freies, dir selbst zustehendes Trostmittel, wo Trostgründe nicht mehr ausreichen. Wer wollte nicht versuchen, ob es zu erschaffen sei.

Nur dem vertrau' ich völlig, nur der imponirt nachhaltig, der über sich zu lächeln fähig ist.

„Zersetzend" ist ein gutes Wort für den verneinenden, polemischen Verstand. Was im Ganzen aufgefaßt, harmonisch und vollkommen wirkt, — zerfällt, in seine Einzelheiten zersetzt, oft freilich in ganz ungenügende Elemente. Dieser Verstand wirkt also oft wahr, aber ungerecht.

Ein stetes Wiederkehren auf den rechten Weg, ein beständiges Anfangen, — mehr hoffe der Stärkste nicht von sich, und verzage nicht, wenn er sich in diesem Zustande gewahrt.

Dämmerung ist Menschenloos — und Menschenstandort in jeder Beziehung. Auch dem sittlichen Menschen ist nichts gefährlicher, als die schwüle Mittagssonne des Glückes, der behagliche Zustand müßigen Besitzes. Es ist der Zustand der Versuchung, so gut wie sein Gegenbild: die Nacht des Unglücks; und wer das gelernt hat, wird, statt über den Ursprung des Bösen zu grübeln, mit tiefer Bewunderung der Vorsehung, in den besten Tagen die Erinnerung der schlimmsten, im Lärm der Freude den geheimnißvollen Warneton des Schmerzes selbst hervorrufen.

Gedanken sind die Nahrung, Gefühle die Atmosphäre des geistigen Lebens. Ohne sie kann es nicht bestehen. Fantasien sind seine Genüsse, Willensakte (Volitionen) seine Kraftübungen. Ohne sie kann es nicht gedeihen. Sein Zweck ist Fortschritt, der des körperlichen nur Selbsterhaltung.

Mit Entzücken möchte man manchmal alle Schelme umarmen, wenn man diejenigen betrachtet, welche die Welt rechtschaffen nennt!

Nichts straft die ewige Gerechtigkeit mit solcher Freudlosigkeit, als das Mißgönnen fremder Freude.

Soll man in Lagen die du ja längst vorher wußtest und durchschaust — dich staunen sehen und wimmern hören wie den Pöbel der Menschen? du hast gelebt und ge-

sehen; was willst du mehr? erwarte ruhig, bis man dich ruft.

Die „stärkeren Vorstellungen“ in der Seele sind es die das Glück oder den Trost des Menschen ausmachen, so wie sein Elend. Ihr Auftauchen und Verschwinden in seine Gewalt zu bekommen, — seine Aufgabe, wenn er nicht verzweifeln will.

Seine Seligkeit in sich zu haben! immer und überall sein Glück in sich!... Gibt es ein anderes Glück? Ueberall und immer gibt der Gedanke Stoff zum Selbstgespräch, die Dichtungskraft Bilder, das Dasein Raum für Gefühle, für ein reines Wollen!

Thörichtes Preisen und Beneiden unbewußten Glückes!... Nur im Geiste kann das Glück gefunden werden, da es selbst nur ein Begriff ist. Wer je den dumpfen Zustand sinnlichen Behagens mit dem Gefühle geistiger Klarheit in der Erfahrung vergleichen lernte, weiß, daß es sich hier nicht um ein Wortspiel handelt. Jenes Beneiden trifft (meint) eigentlich nur das Unbewußtsein des Unglück's, welches letztere ja auch nur ein Begriff ist. Fleht also zu den Göttern nur um Helle des Geistes und laßt sie des Uebrigen walten!

Das ist das Merkmal, durch welches der gemeine und der höhere Mensch von einander unterschieden sind: daß Jener sein Glück nur dann findet, wenn er sich selbst vergißt — dieser, wenn er zu sich selbst wiederkehrt, sein selbst innig genießen kann. Jener, wenn er sich verliert, dieser, wenn er sich besitzt.

Beiden mag der Tod eine fröhliche Botschaft sein; denn er befreit Jenen von seinem quälenden — und führt Diesen zu seinem reinen, eigentlichen Ich.

Der Beweinende wisse, daß er wieder beweint wird, der Belachende, daß man ihn wieder belacht, der Betrachtende, daß er wenigstens durch Klarheit befriedigt wird.

Nur immer das helle Auge vom Kleinen weg, fest auf's Große, Ganze gerichtet! Wer keinen Blick für die unendliche Natur sich abzugewinnen weiß, hat an seiner eigentlichen Vergangenheit einen Spiegel, der ihm Geschichte predigen kann, wenn er hören mag. Und wer sich geschichtlich geworden ist, der ist sich klein geworden; und es kann sich in ihm der Sinn für's Große aufschließen.

Nur immer das alte Gebet: „ein reines Herz und große Gedanken!“

Wie wahr schrieb Rahel, „daß man plötzlich alt wird!“ oder nur weniger parador — wie fühlt man, ehe man sich's versieht, daß man alt geworden ist! Weg sind alle Illusionen, alle Seligkeiten, alle Kräfte der Jugend, — bar und bloß steht man da, weise und ohnmächtig, festgewurzelt in der Erde, die Einem keine Nahrung mehr gibt, — wie der alte Baum im Winter, der seine nackten Zweige traurig zum Himmel streckt.

Es ist unsittlich, nur seine Gefühle — selbst die moralischen — zu hätscheln; es führt zum Verderben. Man muß grausam und unerbittlich gegen sich sein lernen, wenn man an sich glauben, wenn man sich achten lernen will.

Präge dir nur das tief und unauslöschlich ein und habe es täglich in der Seele: „Warum klagst du? warum forderst du, was nun einmal, wie du schon einsehen gelernt hast, nicht gefordert werden darf? Warum heißest du nicht deine Empfindlichkeit, deine Ansprüche schweigen?“ Die schönsten Lehren ertheilst du dir in deinen Vormerkungen, — und wenn du dich selbst daneben hältst; wie dann? gehätschelt willst du sein! das ist's.

Es gibt eine Beschränktheit des Gefühles, die nicht über ihre Sphäre hinaus fühlen kann, so gut wie eine Beschränktheit des Verstandes, die nicht über ihre Sphäre hinaus denken kann Ist es nun wahr, daß beim Weibe

das Gemüth, wie beim Manne der Verstand den Hebel zu Allem bietet, so wüßte man, wohin bei der weiblichen Erziehung zu wirken wäre.

Gefühlsbornirtheit ist fast noch schlimmer als die des Verstandes. Sie gibt den rechten, eingefleischten Egoismus. Was ist es, als Nichtmitgefühl?

Jeder höher gedachte Verein tendirt (bewußt oder unbewußt) dahin, sich selbst entbehrlich zu machen (Staat, Kirche, M.) ꝛc.

Die Schriftsteller entwickeln meist viel mehr Verstand, wenn sie die Gedanken ihrer Gegner, als wenn sie ihre eigenen analysiren.

Wenn man analysiren gelernt hat, findet man zuletzt, daß die wenigen einfachen Grundzüge der menschlichen Natur unter tausend Formen, Beziehungen und Umhüllungen, im ganzen Getriebe des Lebens immer erkennbar sind, und gleichsam das Hauptgerippe dieses lebendigen Körpers, die Elementarzahlen des großen, arithmetischen Systems und aller seiner Combinationen darstellen. Den Menschen, als solchen, aus allen Verkleidungen herauszufinden, ist die Aufgabe, — leichter und schwieriger, als man denkt.

Wenn sich, in schweren Stunden des Ringens, das Gefühl der Pflicht: Menschenliebe, — und das Ergebniß der Welterfahrung: Menschenverachtung, in deinem Busen bekämpfen, — dann rette dich die innige Empfindung: daß auch du Mensch bist, wie sie; daß auch du von ihnen geduldet werden, und dich dulden mußt, wie sie.

Das Genie bedarf und verdient kein Lob. Es hat sich nicht selbst hervorgebracht. Wohl aber verdienen Fleiß und sittlicher Werth Anerkennung und Ruhm. So wird es in einem vollkomm'neren Zustande der Menschheit gehalten werden. Man wird die Naturkräfte dankbar benützen, und den Triumph der menschlichen feiern. Man wird die Homere genießen und den Aristiden Denkmale bauen.

Wohlthaten, Almosen, Freundlichkeit, Nachsicht sind nur sehr dürftige Supplemente wahrer Sittlichkeit. Ja, es gibt viele Menschen, welche durch diese ostensiblen Aeußerungen der Tugend sich von den höheren Pflichten der Rechtlichkeit, von der wahren, inneren Tugend: der Gesinnung, gleichsam loskaufen zu können glauben. Sie passiren im Leben, in der Sozietät für die Guten, — aber Gott sieht die Herzen. Die wahren Wohlthaten sind die, durch welche Wohlthaten entbehrlich gemacht werden.

Es gibt nicht leicht etwas Verkehrteres, als die Klage gewisser zarter Seelen: daß man ihnen die Begeisterung

für etwas durch's Zergliedern raube. Es gibt doch wohl etwas der Begeisterung Würdiges, was also jede Zergliederung aushält? nun gut! so wird die ächte Begeisterung durch jede Enttäuschung nur näher gerückt, und wird, wenn sie den rechten Gegenstand gefunden hat, erst recht in sich vollendet, fest und innig sein. Und gesetzt, es gäbe Nichts, was die Probe aushält, — wer möchte ewig in der Täuschung leben, und ein Sklave des Vergänglichen sein?

Freilich, auch die Zergliederung muß ächt sein, und dem Gefühle geben, was des Gefühles, dem Verstande, was des Verstandes ist.

Einige Menschen montiren ihren Verstand ebenso, wie andere ihr Gefühl oder ihre Fantasie, ja ihren Willen.

Die Ersten sind die männlichen Nachbeter Hegel's, die weiblichen Rahel's; die zweiten Schwärmer; die dritten Fantasten, sei es im Leben oder in der Poesie; die vierten werden zu jenen heroischen Karikaturen, zumal in der Politik, deren beständiges Ankämpfen eine fruchtlose Poltronnerie darstellt.

Sowohl die Lobpreiser als die Tadler des sogenannten einfachen Menschenverstandes mögen darauf bedacht sein, den gesunden Menschenverstand von dem gemeinen Menschenverstande wohl zu unterscheiden. Jener weigert sich keineswegs, das Höhere anzuerkennen, das dieser mit engbeschränktem Egoismus verkennt und verläugnet.

Nicht das abstrakte Denken allein, auch das Fühlen und Wollen fassen wir in der Idee der Geistigkeit zusammen. Dieses Drei in Einem, ein uns unbegreiflich Gegebenes, sind wir genöthigt, auch im Ideale der Geistigkeit — in Gott vorauszusetzen. Darauf ist die Idee der Persönlichkeit Gottes, darauf die einer persönlichen Fortdauer gegründet. Das ist der Vater (das Fühlen), der Sohn (das Wollen), und der Geist (das Denken). Das Ideal des Schönen, des Guten, des Wahren. Unerforschlich ist diese Einheit. Sind doch schon die intellektuellen Gefühle im Menschen unerklärlich. Platon muß etwas Aehnliches gedacht haben, da er sagte: „Die nicht vorübergehende Freude wird vom Verstande selbst, als eine der Erkenntniß und Tugend (Wollen) zu ihrer Genugsamkeit unentbehrliche Beimischung hervorgebracht, und gehört demnach zu der Natur des Ewigen.“

Würden wir sagen, das Denken mache den Vorzug des Menschen aus, wenn wir nicht fühlten, daß es ihn ausmacht? Woher diese wunderbare Erscheinung, daß unser ganzes Wesen von Vorstellungen, von Gedanken, ja von Ideen bewegt wird?... Gehören diese Erfahrungen, die wir in uns zu unserem Leide und zu unserer Tröstung machen, — die auf jeder Stufe der Kultur gemacht werden, der körperlichen Organisation an, weil sie in ihr sich offenbaren? So wenig als das Denken. Gehören sie aber zum Denken? So wenig als das Wollen. Ehre und pflege doch jeder, der Mensch heißen will, seine

Gefühle und sein Gewissen, — diese geheimnißvollen Abzeichen eines höhern Ursprungs, zugleich mit der Vernunft, — dem heiligen Winke einer höhern Bestimmung!

Nichts ist wahrer, als daß die ächteste Wahrheit deines Gemüthes getrübt wird, wenn du sie anders als durch That und Dasein, wenn du sie durch Worte mittheilen oder gar vertheidigen willst. Das Wort, die rohe Waffe des Streites, ist ein viel zu grobes Werkzeug für den Stoff des Geistes. Wie du dich darauf einlässest, verlierst du die Gewalt über deinen eigenen Gedanken. Es ist immer etwas Bedingtes an Allem, was man ausspricht, und kein Redender hat völlig Recht. So ist auch die Tugend, die Religion und das Schöne nur dein, so lange du nicht um sie wortest; und so scheint alles Höchste sich den geschlossenen Tempel des menschlichen Innern zum allgemeinen Wohnsitze gewählt zu haben.

Nichts hat der ächten Moral und Religion so sehr geschadet, als das Moralisiren und Predigen; nichts der Philosophie mehr, als die eitle Spekulation; nichts der ideellen Entwicklung mehr, als das Idealisiren. Je mehr man öffentlich diese höhern Gegenstände verhandelt und wiederholt, desto gewisser kann man sein, Indifferentismus gegen sie zu erzeugen, — wie schon Kotzebue bemerkte, daß das viele Kirchenbesuchen in seiner Kindheit ihn irreligiös gemacht habe. Keine Deklamation wird die Richtung

einer Zeit oder eines Volkes ändern. Je mehr man sich mit Beweisen und Reden abmüht, desto mehr wird der Gegner rufen: eitle Phrasen! — Man lehrt ihn selbst, das Höhere herabzieh'n und verachten, indem man es ihm aufdringt. Ja man begibt sich durch voreilige Profanirung zu einer unempfänglichen Zeit, vor einem unempfänglichen Publikum, derjenigen Mittel, welche diese höchsten Angelegenheiten bei Empfänglicheren gefördert hätten. Nicht zu Ueberzeugenden gegenüber ist Schweigen das einzige Angemessene. Ruhiges Handeln nach der eigenen Ueberzeugung ist hier das Einzige, wovon noch Wirkung zu hoffen ist. Das ist einer der großen und wichtigen Grundsätze, welche die Geheimhaltung sittlicher und höherer Zwecke von Altersher wünschenswerth erscheinen ließ.

Alle Wirkung ist nur wahr und ächt, so lange sie keinen Namen hat. Mit der Nennung schwindet der Zauber. Das Wesen der Lehre Christi war getödtet, als das Christenthum entstand; die Lehre Kant's, im Grunde doch nichts als der angewandte Grundsatz der gesunden, prüfenden Vernunft, hat ausgewirkt, als sie Kritizismus genannt ward; ja die Sittlichkeit selbst leidet unter dem Namen der Moral und des Moralischen. Ausgesprochen — ist getödtet. Merke diese Maxime, wer wahrhaft wirken und wohlthun will!

Ethisches Problem: die höhern Gefühle, welche Natur im Menschen an die Liebe der Geschlechter geknüpft

hat (wohl zu sondern vom reinen Gefühl des Wohlwollens) ... wohl nur teleologisch zu begreifen: zur Entwicklung des wirklich höhern Gefühls (s. Platon: Gastmahl). Ein Beispiel, wie Natur beständig die Extreme, das Höchste und Niedrigste, in einander schlingt.

Der (wie Kant richtig nachweist) irrigen Ansicht: daß Tugenden ein Mittleres zwischen je zwei Lastern seien, liegt die wahre zu Grunde: daß jedem Laster irgend eine Tugend entgegengesetzt sei.

„Was schadet doch die schöne Freude, die Ihr Sünde nennt, der Welt? Worin liegt das Laster an der Liebe? worin das Verbrechen an der Menschheit, das wir begeh'n, wenn wir die kurze Spanne dieses schalen und traurigen Lebens durch einen frohen Rausch zu verträumen suchen? ..." In der Ertödtung des moralischen Sinnes, der die Wurzel aller übrigen Tugend ist. Dieser langsame Mord des guten Prinzipes in Euch selbst und Andern ist die Sünde gegen den heiligen Geist.

„Und was nützt, wem nützt die Enthaltsamkeit, die mein Leben verödet?" ... Daß sie die Selbstbeherrschung fördert, welche die Wurzel aller übrigen Tugend ist; daß sie höhern, vorher nie geahnten Freuden Raum gewährt, die nun in den gereinigten Tempel deiner Welt einziehen.

„An seiner eigenen, sittlichen Veredlung arbeiten — ganz gut! aber hat der Mensch nichts anderes zu thun? Entzieht er sich nicht durch diesen ethischen Egoismus der Welt?“

Seine sittliche Arbeit fängt eben damit an, daß er seine Pflichten erfülle. Fürchtet also nicht, daß er sie versäumen werde!

„Wenn er aber nun mit seiner Selbstbearbeitung fertig, wenn er der Mensch ist, der er sein soll, — was dann?“

Es ist dafür gesorgt, daß die Bäume der Erde nicht in den Himmel wachsen! aber sei es! dann erst wird er berufen sein, auf Andere zu wirken, die Welt zu verbessern.

„Und wenn nun die ganze Menschheit ihrem sittlichen Ideale zugeführt wäre, wenn sie wäre, was sie sein sollte, — was dann? was dann?

Wartet geduldig ab, ob ihr erlebt, was Euer Vorwitz mit der Elle eures Gesichtskreises mißt! denkt euch immerhin fertig, — was ihr noch nicht angefangen habt, — vielleicht beginnt dann erst das große Werk, wozu im unbegreiflichen Ganzen der Dinge der Mensch berufen ist, — der Mensch, untauglich, wie er ist, sich erst tauglich machen soll!

Besser aber, ihr früget nicht, wie faule Knechte thun, — sondern ginget an's Werk, da es doch nichts anderes zu schaffen gibt, was Befriedigung, ja was Trost gegen Verzweiflung gewährt!“

Es ist nicht genug, seine Pflichten zu erfüllen; man muß sie als Pflichten, — aus Pflichtmaxime — üben. Weder Thaten noch Kenntnisse sind geistiger Besitz des Menschen; nur sein Wollen ist es.

Durch den Willen ist er Person und Genosse des Geisterreichs, Mitansprecher der Unsterblichkeit.

Menschen, deren sittliche Forderungen eine kategorische Strenge, ein Letztes und Unbedingtes aussprechen, sind nur zu oft diejenigen, die diesen Forderungen, ja selbst geringeren, am wenigsten genügen. Dagegen solche, die ihre Forderung bedingt stellen, Nachsicht und Billigkeit für das Menschliche mit in Anschlag bringend, vermuthen lassen, daß sie es ernstlich meinen, daß sie das Höchste versucht und wieder versucht haben, und es wohl eher leisten werden, als Jene. Daß übrigens das Ideal, als solches, durchaus anerkannt werden muß, versteht sich für die Vernunft eben so von selbst, als es für den Verstand klar, und für das Herz genügend bleibt, daß jede Annäherung an das Ideal erkannt und anerkannt werde.

Nichts ist moralisch unwirksamer, als die Uebertreibung des Moralisirens; ja es wird nichts gewisser das Gegentheil vom Bezweckten bewirken. Wenn man z. B. das Unglück des Reichthums so grell schildert, daß der Reiche lächeln muß, — so wird der Hörer selbst das Wahre daran nicht glauben.

Hieher gehört besonders die von Dichtern u. a. so oft grell gemalte Qual des Gewissens. Man bedenkt nicht, daß das *Gewissen entwickelt* sein muß, um deutlich zu sprechen. Den Guten, wenn er gefehlt hat, quält das Gewissen, den Gemein-Schlechten nicht. Der Mittelmäßige tröstet sich beim Anhören der gräßlichen Schilderung mit seinem: „Gottlob! solche Qualen spür' ich nicht!" und wird in seiner Mittelmäßigkeit bestärkt.

Ganz gewiß! das unvermeidliche Resultat der höchsten Aufklärung ist: Apathie. Hier hilft nur die Idee der *Pflicht*, die ein selbstgeschaffenes Objekt des Gefühles ist.

Der Ehrgeizige gibt mir einen bessern Begriff von seinem Gefühle, als von seinem Verstande. Derjenige *fühlt* immer noch edel genug, den es mehr nach Ehre, als nach stofflichem Besitze treibt; aber *gedacht* hat er noch nicht weit, — sonst würde er entdeckt haben, wer die Ehre gibt, und was an ihr ist.

Wenn man auf die modernen deutschen Publizisten Acht gibt, so gewahrt man, daß es sie charakterisirt: das eigentlich Richtige und Gute zu verkennen, und das Halbe und Mittelmäßige mit einer unendlichen Wichtigkeit zu behandeln. Halb und mittelmäßig sind sie selbst; es ist ein unklares Geschwätz, ein Gesalbader, das klingt, als ob's was wäre, und ist nichts; ein wichtig thuendes Nichts.

„Sich zu sich selbst erheben," — „sich geschichtlich werden" — Ausdrücke für das tröstliche Gefühl, daß ein unzerstörbares Wesen in uns lebt, das nach und aus allen Lagen und Stimmungen immer wieder wenigstens für Augenblicke obenauf gelangt ist und gelangen wird, — und wäre es nach dem längsten Augenblicke, — dem irdischen Leben. An diesen großen Ueberblick, an dem Alles nur vorbeigeht, kann sich glücklicher Weise der Mensch halten; dazu ist er organisirt.

Wahrheit in den Weltlebensverhältnissen? Ich lüge täglich; mag man wenigstens aus diesem Bekenntnisse sehen, daß ich wahr bin.

In der Welt — wahr? was würde sie dazu sagen? Wer sie kennt, lächelt über einen solchen Anspruch; wer ihn machte, hat sie und sich nicht gekannt. Wer ist denn mit sich selbst wahr? und dieser Anspruch ist doch giltig.

Der vollendete Schein läßt sich nur durch das Sein erzielen.

Wenn man B.'s durchaus musterhafte Repräsentation zergliedert, so findet man beiläufig

gegen Höhere Achtung mit dem Ausdrucke des Selbstgefühls:

gegen Gleiche: wenn sie gebildet sind, — Repräsentationslosigkeit (man könnte sagen Humanität); wenn sie ungebildet sind: Höflichkeit;

gegen Geringere: Anstand, mit dem entschiedenen Ausdruck von Güte.

Reine Auffassung und gesonderte Behandlung der Verhältnisse als Fundament der Sozialität (Galanterie, Neigung, Liebe, Ehe, Dienst, Freundschaft u. s. w.).

Es ist eine eben so gewöhnliche als irrige Phrase, daß sich zwar Liebe nicht, wohl aber Achtung erzwingen lasse. Ganz umgekehrt: Liebe läßt sich allenfalls durch unbedingt liebenswürdiges Betragen, auf eine Weise erschmeicheln, der nicht so leicht irgend Jemand zu widerstehen vermag. Achtung dagegen ist ein Gefühl, das nur sehr wenige Menschen, nur Menschen, welche selbst achtungswürdig sind, einem Andern zu zollen vermögen. Es erfordert einen weit höheren Grad sittlicher Kultur, als er in der Menge vorauszusetzen ist. Sei der Mann so achtenswerth als er wolle — nie wird er die rohe, gleichgiltige, egoistische, zerstreute Masse zwingen, ein Gefühl in sich zu erwecken, das ihr fremd, und noch dazu lästig ist.

Achten? kein gemeiner Mensch vermag zu achten. Wenn Jemand im Rufe ist, von der Menge geachtet zu

werden, so rechne man darauf: er wird nur gefürchtet und beneidet.

Achtung übt denn auch, selbst wo sie nicht versagt wird, der Intension nach, eine sehr geringe Macht im Weltverkehr. Den Geachteten speist man mit Worten ab, und überläßt ihn sich selber. Nur Furcht und Zuneigung sichern ihren Erregern lebendige Wirksamkeiten.

Es ist eine niederschlagende Erfahrung, daß Beifall und Ruhm nur immer Wirkungen begleiten, an denen etwas — wenn auch nicht absichtlich — Unwahres oder Illusorisches ist. An meinen eigenen Versuchen konnte ich das unverkennbar bemerken. Ich erlange Beifall, wo mein Gewissen mich nicht völlig für rein erklärt, oder wo ich wenigstens jetzt deutlich meine Unzulänglichkeit oder meinen Irrthum einsehe. Dagegen sind meine wahrsten und besten Worte, Rathschläge oder Handlungen ohne Erfolg geblieben. Selbst an den größten Berühmtheiten ist es kaum je die Größe, aus welcher zunächst die Berühmtheit hervorging.

Der Ruhm, populär geworden zu sein, ist immer ein sehr zweideutiger. Man wird nur populär dadurch, daß man so bornirt ist wie die Menge, oder daß man die Leidenschaften der Menge theilt, oder daß man schlau jene Bornirtheit benützt und diesen Leidenschaften schmeichelt. Das Gute und das Wahre, und der Gute und Wahre,

werden höchstens auf Augenblicke populär, so lange eine reinere Anregung die Menge erhebt.

Wenn man von Jemanden einen Fehler kennt, so glaubt man ihn sofort auch schon zu übersehen. Ein großer Irrthum! selbst bei gewöhnlichern Naturen; ein noch größerer bei ungemeinen, deren Fehler oft in derselben tiefen Wurzel stecken, die ihre Tugenden hervortreibt.

Die größte Stärke des Menschen ist die: sich darüber hinauszusetzen, daß man ihn für schwach halte. Es begegnet dieß der Welt, in ihrer Oberflächlichkeit leicht mit Guten, da man sieht, daß oft Schwäche für Güte gilt.

So haben denn auch die Tugenden ihren Münzfuß? Ihre Valute? Demuth, Gehorsam, Treue, Selbstverlängung, — die höchsten, die letzten Aeußerungen der menschlichen Größe, einst unter dem Namen der „Heiligkeit" über das Menschliche gehoben, und angebetet, — wird ihnen nicht jetzt der Zopf als Attribut gegeben?

Man kann oft genug im Leben sehen, wie sich die Leistungen, ja die Vermögen nach den Anregungen und Empfänglichkeiten richten. Es gibt Menschen, mit denen ich immer etwas Vernünftiges rede, Andere, bei denen ich mich wie verstandes-gelähmt fühle. „Wenn du mir glaubst so kann ich dir wahrsagen."

„Wenn ich immer vom Ideal des Glückes seufzen höre, das durch die bürgerliche Einrichtung zerstört wird — sagte der alte Major — fällt mir König Friedrich's: „Hunde! — wollt ihr ewig leben?“ ein. Wer Teufel sagt euch denn, daß ihr da seid, um glücklich zu sein? Eure Schuldigkeit zu thun — d a z u seid ihr auf der Welt. Ist denn die Natur so philanthropisch, als ihr euch geberdet? Ist sie nicht auch kalt und grausam? Das wird schon seine guten Gründe haben. Uebrigens, beim Lichte gesehen, so arg ist es eben nicht. Versucht es nur einmal, zu sein, wie ihr sein sollt, — das Glück wird nicht ausbleiben! Der Apfel schmeckt nur beim ersten Biß sauer, — später gewöhnt sich der Gaumen, und die Kost ist gesund und schlägt an. Lieber Himmel — fuhr er fort und lachte. — ließe man's nur einmal nach eurer Melodie gewähren! ließe man alle die unglücklichen Paare, die, „von einander unverstanden, durch das kalte Gesetz der bürgerlichen Convenienz auf ewig an einander geschmiedet sind, auseinander geh'n, und sich nach Wahlverwandtschaften, an die Herrlichen verheirathen, — das gäbe einen schönen Spaß! dieser Wechsel von Wahlverwandtschaften. den man da binnen einigen Jahren erleben würde! das wäre eine großartige Komödie, — eine Weltkomödie!“ In diesem Tone sprach er noch lange fort, — aber es hörte ihn Niemand an; denn man wußte, daß er seine Zeit nicht verstand.

Wenn man das Verhältniß der Geschlechter betrachtet, wie es sich im wirklichen Leben darstellt, so wäre man

eher versucht zu glauben, sie seien zum Kampfe, als zur Einigung in der Menschheit geschaffen. Beide suchen einander nur, um entweder Vortheil aus der Verbindung zu ziehen, oder Lüste zu befriedigen, oder um sich gegenseitig zu beherrschen. Wo die Liebe anfängt (wenn sie ja anfängt) werden die Geschlechter vergessen. Bekommt nicht durch solche Betrachtungen die Lehre der Mystiker Bedeutung: daß die Menschheit durch diese Spaltung in Geschlechter und durch zeitliche Geburt aus beiden gestraft worden sei?

Daß man sich doch vor dem Gesetze der Vorurtheile und Konvenirungen so sehr genirt, sich, ihm zu Liebe, so strenge beherrscht, — dem Urtheile der Vernunft und des Vernünftigen gegenüber so wenig!

. . . Je hais tous les hommes:
L'es uns, parce qu'ils sont méchans et malfaisants,
Et les antres *pour être aux méchans complaisants.*
(Molière Misanthr.)

Wer fühlt sich rein, wenn er sich die zweite Hälfte dieses Vorwurfs treu vor die Seele hält? Und warum haben wir nicht die sittliche Stärke, uns, im Bewußtsein höherer Ansprüche, — weniger zu geniren? Die méchans geniren sich nicht; warum das? Trauriges Merkmal des allgemeinen Weltzustandes!

Die Fähigkeit wird stets ein Hinderniß der Protektion sein. Denn der Unfähige verspricht, ein brauchbares Werkzeug zu sein, während der Fähige Fragen besorgen läßt. Selbst die Verzichtleistung auf alles Selbsturtheil sichert nicht gegen Zurücksetzung. Denn schon das Gefühl beobachtet, und, wenn auch schweigend, beurtheilt zu werden ist unbequem.

Wenn du das Gute willst, werden wenige deine Protektion suchen. Die gerechte Sache verschmäht es, zu flehen; die schlimme wagt es nicht.

Der Oesterreicher sagt: „eine gute Haut sein," und „eine gute Haut haben." Mit Beidem meint er, käme man gut durch die Welt. Es ist aber ein Unterschied. Wer eine gute Haut hat, dem schaden Püffe nichts; sie schützt ihn, wie ein Besitz, den man festhält; wer eine gute Haut ist, den schindet man, da er selbst mit ihr verletzt wird.

Das Stehlen wird in der Gesellschaft mehr dedaignirt, als weit größere Laster; so hat man der Lehre Gall's das Diebsorgan übler genommen, als den Mordsinn. Mit dem Begriffe von Stehlen associirt sich der von Unkraft und Armuth; und die Begriffe von Kraft und Vermögen sind der Maßstab populärer Schätzung.

Das Gewissen ist der Geschmack im Sittlichen. Das Gemeine ekelt uns mehr an, als selbst das Verbrechen. Aber auch der Geschmack kann als ein Gewissen im Aesthetischen aufgefaßt werden.

Es scheint jetzt nur zweierlei Menschen zu geben: montirte und blasirte. Aber es scheint nur so. Die Blasirten halten sich nur dafür, und sind sehr leicht zu montiren, — wenn nur etwas im Leben ihrem Selbst schmeichelt. Der Vernünftige ist keines von beiden; er hat zu viel zu thun. Und Vernünftige gibt es ja doch auch wohl noch? Sie entstehen oft mit den Jahren aus Solchen, die sich als Knaben für blasirt hielten und gaben, und aus Solchen, die sich allzuoft montirten.

Laßt Euch durch alle Weisheit aus dem Kopfe die unabweislichen Rechte des Gefühls nicht rauben! Laßt Euch durch allen Zauber des Gefühls die heiligen Rechte der Vernunft nicht verkümmern!

Niemand wirkt solche Wunder, als die Mode, die man, um sie zu adeln, Geist der Zeit zu nennen liebt. Wenn es ihr gefällt, das innerlich Entgegengesetzteste zu gleicher Zeit zur Geltung zu bringen, so vertragen sich oft in Einem Kopfe Ansichten, um deren Verschiedenheit willen sich ein andermal ganze Völker oder wenigstens philosophische Schulen bekämpfen würden; man bemerkt gar

nicht, daß man A nicht eigentlich loben kann, ohne B zu verwerfen; — man lobt oder verwirft Beides, — denn Beides ist Mode oder nicht Mode.

Eine Mittelstufe der Bildung hat für den geselligen Verkehr den Vortheil vor der höhern, — mehr Sympathie zu finden und zu theilen. Man ist eben gebildet genug, um in den Ansichten, die sich von der des großen, rohen Haufens scheiden, die gleichsam ein Gemeinbesitz der Besseren sind, zusammenzutreffen; in ihnen begegnet und erkennt man sich, und es gibt ein erfreuliches Zusammenwirken von gemeinsamer Tendenz und individueller Verschiedenheit. Nicht so gut ergeht es dem, der sich in einsamer Stille auf einen Platz hingearbeitet hat, von wo diese Sympathien nicht mehr gelingen wollen.

Situation: ein Mensch höherer Art und Bildung, in einen geringeren, aber complicirten Kreis versetzt. Er muß hier auch erst anfangen und lernen: der Dumme und Gemeine aus dieser Sphäre thut es ihm zuvor, und man weiß nicht, wer von Beiden der Gescheidte ist. Da ist Alles vergebens, sich auf Vernunft und höhern Sinn zu berufen: man versteht diese Sprache nicht.

Situation: des Demagogen als Dupe der Menge, die er entweder selbst düpiren will, oder der er sich opfert.

Situation: eines begabten, aber unerfahrenen Menschen, der ohne gründliche und folgerichtige Ausbildung anticipando urtheilend, sich Ruf und Geltung der Genialität erwirbt, — und nun, durch Erfahrung und Nachbildung erst über sich aufgeklärt, einsieht, wie wenig er weiß, und wie sehr ihn diejenigen an solider Einsicht übertreffen, die ihn als Genie bewundern.

Maximen und Ansichten mancher Menschen, an und für sich hoch und wahr, sind oft, in Bezug auf diese ihre Verkünder und Bekenner, nur Krücken oder selbst Aushängeschilder, wodurch sie vor Andern und vor sich selbst gewisse Einseitigkeiten oder Schwächen ihrer Individualität verbergen. (Oft ohne sich dessen recht bewußt zu sein.)

Man begehrt meistens nur deßhalb Rath — um sich nicht entschließen zu dürfen. Wer sich entschließen kann, bedarf des Rathes selten. Und es ist der beste Rath: Jeden auf sich selbst zu verweisen.

Es ist, Gott sei Dank, nicht wahr, daß von jeder Verläumdung dem Verläumdeten, sei er auch noch so rein, ein Makel kleben bleibe; vielmehr dem Verläumder, stelle er sich auch noch so rein, steht der untilgbare Makel mit völliger Gewißheit bevor.

Das Haupt-Ergebniß, welches Reisen zuletzt gewähren, liegt darin, daß man lerne und sich gewöhne, sich auch zu Hause und überhaupt in der Welt als Fremdling zu betrachten und zu benehmen. Ein unschätzbarer Gewinn!

Seine Zeit verstehen und ihr Bedürfniß erkennen, heißt nicht blos mit dem Strome schwimmen, sondern auch: wissen, wo sie zu weit geht, wo es ihr gebricht. Der Lauf der Zeit beschreibt eine Spirale; es gibt immer einen Kern ernster, denkender Beobachter, und diese bilden die Achse, um welche sie sich bewegt. Auch die Achse ist eine fortschreitende Linie, — aber eine gerade.

Es ist gleich unangemessen, das weibliche wie das männliche Element ausschließlich gelten zu lassen. Die Männer sind wie die Consonanten, die Frauen wie die Vocale im Alfabet der Gesellschaft. Jene bilden das Gerüste, ohne welches diese keine Stelle finden; sie sind hart, aber wesentlich und bestimmend. Mit den Vocalen allein kann man nicht sprechen, — höchstens etwas wie Gesang hervorbringen. Die Consonanten taugen nicht zum Gesang, aber sprechen kann man auch nicht mit ihnen allein, — höchstens die Schrift (die Sprache für geistiges Bedürfen) wie die Orientalen; und da bedarf es des Harriketirens.

Man thut nicht Recht, gar zu sehr gegen die leeren Höflichkeitsphrasen und gesellschaftlichen Lügen, z. B. „ich

habe die Ehre," — „Euer Hochwohlgeboren," — „ganz ergebenst" u. dgl. — zu eifern. Eben das ist das Gute und Brauchbare an diesen Redensarten: daß sie eigentlich nichts sagen, und so offenbar lügen. In einem idealen Zustande der Gesellschaft freilich müssen sie weg, — aber im jetzigen wäre man oft in der größten Verlegenheit, wenn man diese Phrasen durch solche ersetzen müßte, welche die Verhältnisse wahrhaft bezeichnen.

Wer öffentlich auftritt, muß, wie der Deklamator, die Schauspielerin u. s. f., sich das Publikum als ihm geneigt vorstellen. Wie er sich seine Feinde gegenüber denkt, so wird er nicht mehr reussiren, ja sein Debüt hat keinen Sinn mehr.

Witzigsein ist eine Koketterie des Verstandes. Es ist eine wichtige Aufgabe, hierin die rechte Linie zu treffen. Ein Schriftsteller ist am größten im Witze, wenn er den Verstand hat, nicht zu witzig zu sein; wenn er in jedem Satze etwas Treffendes sagt und nie, des Witzes willen, mehr als dieses Treffende sagt. Hippel, Börne und Mises sind, in ihren besten Schriften, hierin ausgezeichnet, und besser als Jean Paul, der oft, von sich selbst hingerissen, in's Humoristisch-Geschwätzige, Spielende verfällt. Jener bessere Witz freilich fordert Leser und Hörer, die wissen, was treffend ist.

Derjenige kennt Welt und Menschen wenig, der dazu räth, die höheren Zwecke der Menschheit von den Dächern zu predigen. Wir haben es erlebt, was dabei herauskommt. Es gibt Mysterien der Sittlichkeit, wie der Religion; sie sind zu heilig und zu zart, um nicht an der Atmosphäre des Marktes ihre stille Wirksamkeit einzubüßen. Der blinde Haufe, der nie in sein Inneres schauen, geschweige denn sich selbst bezwingen gelernt hat, wird jene Geheimnisse zu schalen Phrasen mißbrauchen, und gerade, je öfter er sie wiederholt, für um so längere Zeit ohnmächtig machen, indem er ihnen ihren Kredit und ihre Würde raubt. Das Höchste und Beste ist nicht populär und kann es, seiner Natur nach, nicht sein.

Von Rechten deklamirt Jedermann, von Pflichten wird hübsch stillgeschwiegen; gut möchte man's haben; um's gut sein bekümmert sich Niemand. Und doch! wenn Jeder vor seiner Thür kehren wollte, — bedürfte es da einer Straßen-Reinigungs-Anstalt?

Aus dem Streite, der zu Kant's Zeiten über die Rechtmäßigkeit oder Unrechtmäßigkeit der Revolutionen geführt worden ist, hat sich ergeben, was unsere eigene Erfahrung nun so eisern bekräftigt hat: daß in Fällen, wo die Revolution unvermeidlich ist, Alles darauf ankommt, den Zwischenraum ohne Gesetz (zwischen dem Aufhören der alten und dem Eintreten der neuen Regierung), — diesen eigentlichen, unabläugbaren, wahren Grundsatz der

Kantischen Ansicht, — möglichst gleich Null zu machen. Ist einmal diese Aufgabe, in ihrer ganzen Wichtigkeit und Bedeutung, den Völkern zum Bewußtsein gekommen, dann braucht kein Staat mehr vor Revolutionen zu zittern.

Uebrigens liegt ein Trost für die spätern Völker darin, daß die Herrschaft des Gesetzes eben den Begriff des konstitutionellen Staates ausmacht, — also verderbliche Revolutionen nur Einmal — nämlich zum Uebergange aus der absoluten in die konstitutionelle Regierung, — statt haben können. Und wie lange werden noch überhaupt solche Uebergänge nöthig sein?

Bei Umstaltungen absoluter Monarchien in konstitutionelle hat das Zweikammersystem vor dem Einer Kammer nebst den übrigen bekannten Vortheilen (größerer Reife der Gesetzgebung u. s. w.) auch den, daß es die Reaction von Seite der bisherigen Regierung vermindert und jedenfalls weniger zu heimlichen Umtrieben veranlaßt, da die Regierung bei dem Zweikammersysteme sich öffentlich mitvertreten sieht.

Der erste Schritt zur Konstituirung hätte also eigentlich überall von den Regierungen ausgehen sollen: durch Verantwortlicherklärung der Minister, Gründung und Erweiterung der ständischen Institute. Diese mußten den natürlich-gesetzlichen Uebergang zur Volks-Selbstvertretung anbahnen.

Es kommt weniger auf den Verstand als auf dessen Gegenwärtigkeit an. (Schneller Ueberblick, Bereitsein, Entschiedenheit, Keckheit.)

Der Leitende sollte zwei Eigenschaften haben (die er nicht hat):

Anerkennung und Gebrauch der vorhandenen Kräfte;

Geltenlassen der Ansichten und Leistungen und ihrer Eigenheit;

Geist und Ansicht (die er selbst hat) kommt ihm nur als Mitglied zu Gute.

Indifferenz, — von nun an! Alles im Stillen; nicht durch Gewalt, sondern durch Folge!

Es liegt in der Natur der Sache, und die Geschichte lehrt es uns täglich: daß Reinheit der sittlichen Gesinnung und Ernst im Denken, — wenn sie in Lebensverhältnissen öffentlich werden, — als Pedantismus erscheinen. Wenn man dem Vortrefflichen und Gründlichen irgend einen Schatten anzuheften Lust hat, so wählt man immer die Bezeichnung „pedantisch." So mußte sich Salvandy selbst bei dem tiefsten Ernst, womit er im Leben verfährt, den Vorwurf des Pedantismus gefallen lassen.

Das Kleine in einem großen Sinne behandeln, ist Hoheit des Geistes; das Kleine für groß und wichtig halten, ist Pedantismus.

Klein ist der Prahler, der, große Reden im Munde (Menschheit, Freiheit, Recht, Staat), wie ein Knabe mit Welten spielen will. Klar sieht der Kenner der Welt und der Menschen, der wie Goethe, sich über diese keine Illusionen macht, und — auf die Gefahr hin, Philister gescholten zu werden — ruhig bleibt. Groß aber ist der, welcher alles das kennt und fühlt, und sich nicht irren läßt und wirkt: le regard attaché à une étoile, qui seul & (& salv.)

Eine Communität mit unverantwortlichen Vorständen ist despotisch regiert. Eine Communität, welche ihre Vorstände, ohne Achtung und Vertrauen gegen sie, beständig zur Verantwortung zieht, ist gar nicht regiert. Ohne Freiheit gibt es keinen Fortschritt, ohne Gehorsam keine Gesetzlichkeit, keine Freiheit. Das kann freilich nur auf einem höhern als dem gemeinen Standpunkte begriffen werden; nur von Jenem, der den Werth der Sittlichkeit, die auf Selbstüberwindung beruht, verstehen gelernt hat.

Gibt es noch heut zu Tage Jemanden, der da glaubt, daß eine Majorität je gerecht sein werde, — sein könne?

„Aber der Einzelne eben so wenig!“ Also der Einzelne, unterstützt von Wenigen, wo möglich, den Besten.

„Die edlere Seele unfähiger Menschen zu leiten.“ (Mevern.) —

Menschen edleren Sinnes eignen sich wohl ganz gut zur Leitung. Nur müssen sie, blos unter der Herrschaft des Gesetzes, hoch genug über den zu Leitenden stehen. Sie sind sonst nicht fähig, ihren Ansichten Geltung zu verschaffen. Sie müssen von oben herab wirken; von unten hinauf dringen sie nicht durch. Wer soll sie verstehen?

Welche Situation für einen honetten Menschen von Einsicht: sich für das loben zu hören, was er innerlich selbst mißbilligen muß, — das vertreten zu müssen, was er nicht gut heißen kann! Das ist die Situation dessen, der sich demokratisch verpflichtet hat.

Welche sittliche Prüfung für denselben, für jeden seiner bessern Rathschläge, für jede reinere That — Tadel und Nachtheil zu erfahren!

Es ist sowohl für den Vollziehenden, als vorzüglich für den Leitenden und Gesetzgebenden eine Hauptaufgabe, der er gewachsen sein muß, und die ich täglich verfehlen sehe: den rechten Punkt zwischen Oberflächlichkeit und kleinlichem Detail zu treffen. Wer gar zu genau sein, alles erwägen, nichts übersehen will, — übersieht gewöhnlich gerade die Hauptsache, auf die es eben ankommt. Die Angelegenheit wird verworren, Zeit verloren, und ein rei-

ner, entschiedener Abschluß verhindert, verzögert und zuletzt doch übereilt. So wie der Witz, so ist manchmal eine gewisse Freiheit und Leichtigkeit das Heil der Geschäftsführung.

Unglücklicher Gedanke, diejenigen, die eine Sache verstehen, vor Jenen verantwortlich zu machen, die nichts davon verstehen.

Alle bisherigen Umwälzungen haben gelehrt: daß die Herrscher das Herrschen, die Beherrschten das Sichbeherrschen nicht verstanden. Beide aber thun, als hätten sie diese Lehre nie erhalten; man sieht wohl, — sie wollen sie nicht verstanden haben.

Das Volk? das Volk! wer ist denn das Volk? Jene, die durch Intriguen gewählt, das laute Wort auf den Bänken führen? Nein! Jene, die schweigend und sorgenvoll zu Hause sitzen und erwarten, wie man ihre Bedürfnisse erforschen, erkennen, befriedigen, ihre Zustände garantiren wird.

Zwei Bedingungen sind unerläßlich, wenn die rein demokratische Berathungsform Heil bringen soll: strengste Bescheidenheit der Berathenden, und Betheilung derselben bei der Ausführung der von ihnen gefaßten Beschlüsse. Wenn sie denken, ehe sie votiren, — und handeln müssen, nachdem sie beschlossen — werden sie beschließen, was sie vertreten können.

Wer sich die große Aufgabe der Reform setzt, legitimire sich vor Allem durch Beweise seiner Selbstbeherrschung. Ruhe und Gesetzlichkeit sind die Grundpfeiler seines Baues; ohne sie stürzt er zusammen, ehe er vollendet ist.

Man hält gemeiniglich Leute für kräftig, die beständig widersprechen. Und in der That ist steter Kampf, rastlose Polemik das Lieblingselement starker Charaktere — denen es an höherer Einsicht gebricht.

Kriterium: Wer darauf besteht, Recht zu haben, hat zuverläßig Unrecht.

So lange noch über Ansichten und Meinungen gestritten wird, ist sich doch Jeder, wie die zuhörende Gesammtheit, noch der leitenden Prinzipien bewußt. Wenn man aber, um den bloßen Meinungen zu entgehen, sich an den Wortlaut des Gesetzes wendet, — da geht die Konfusion erst recht an, denn nun kommt das Auslegen; und was die Debatte schlichten sollte, verwirrt sie unauflöslich.

Bei mündlichen öffentlichen Debatten fällt mir oft genug die Schmähung der Staël über Goethe ein, als er bei der plötzlichen Nachricht eines folgenreichen Kriegs-Ereignisses nichts „Schlagendes" zu sagen wußte. Wie manches „nur zu schlagende Wort" wurde öffentlich, im Leichtsinne des Augenblicks, ausgesprochen, — das zum Heile

der Völker, — wenn der Sprecher die Sachlage zu Hause, in tiefster abgezogener Stille, auf dem Papiere, ruhig sich hätte zurechtlegen können, — unausgesprochen geblieben oder besser ausgesprochen worden wäre!

Alles wahrhaft Große macht den Effekt von Ruhe, weil es eine Harmonie von Kräften voraussetzt, und weil es nicht ohne Verstand, das mäßigende Prinzip, sein kann. Harmonie will nicht sagen: Coordination der Kräfte; sie kann auch durch angemessene Subordiation, als Sieg, statt der Ausgleichung entstehen. Meisterschaft erscheint deßhalb wie Kälte; die Gefühlsübertreibungen des Dilettantismus sind bekannt.

Große Wirkungen gehen oft von Solchen aus, die sich beständig in einer Art Rausch, — und von Solchen, die sich beständig in einer unbewegbaren Nüchternheit zu erhalten fähig sind.

Pflicht ist es für den Bürger, sich zu stellen, wenn der Staat ihn fordert, nie aber kann es Pflicht sein, sich zu einer Mission anzutragen, der man sich nicht vorzugsweise gewachsen, zu der man sich mindestens berufen fühlt.

In der guten Gesellschaft spricht man, wenn man gefragt wird, oder wenn man etwas zu sagen hat, was wirklich neu, nützlich oder doch anziehend ist. Soll die

gewählte Repräsentation eines ganzen Volkes eine minder gute Gesellschaft sein? Man hört hie und da von einer unpassenden, jungfräulichen Bescheidenheit! Wann war Bescheidenheit je unpassend?! Wenn jeder nur spräche, wo er wirklich etwas zu sagen hat... wo wäre die Menschheit schon?

Geschichte und Betrachtung stellen die Wahrheit des Satzes heraus, den schon Thucydides dem Kleon in den Mund legte: daß geistreiche und lebhafte Völker viel weniger für die demokratische Form geeignet sind, als einfache, anspruchslose, ruhige. Man vergleiche für jenen Fall Athen, Paris, Italien; für diesen: Holland, England, Amerika. Wie könnte es auch anders sein, — wenn das Gesetz und nicht das Genie des Einzelnen, walten und entscheiden soll?

Alles, was auf die Masse und den Augenblick als groß und erstaunlich wirkt, beruht auf Illusionen. Völlige Enttäuschung unternimmt nichts.

Bei aller Polemik ist es das Ueble, daß man aus seiner innern Ungetrübtheit herausgehen, sich mit fremden Elementen mischen muß. Wie will man die Waffen der Klarheit, — des reinen Verstandes gegen den Unsinn, — die der Sittlichkeit gegen ihre Verächter geltend machen? Wird man der Verführung widersteh'n, fremde zu Hilfe zu nehmen? Und wenn — wie will sich der reine Tropfen

in der gährenden Hefe erhalten? Vincam sive vincar, semper maculor.

Es erfordert jetzt die größte Kühnheit, — nicht kühn zu sein. Kühnheit ist in der Opposition; Opposition ist in der Majorität; welcher Muth gehört dazu, auf die Gefahr hin, verkannt, verlästert, feige gescholten zu werden, sich der Mehrheit zu widersetzen! gegen den Strom zu schwimmen! und doch war das von jeher das Gefühl edlerer Geister, sich des Schwächeren, der Minorität anzunehmen. Victrix causa placuit diis, victa Catoni.

Wer die Machthaber angreift, braucht wenig Muth, denn er hat den Hinterhalt der öffentlichen Meinung, der Majorität für sich, deren Zuklatschens er gewiß sein kann. Aechten Muthes bedarf es, auch auf die Gefahr hin, für illiberal zu gelten, seiner Ueberzeugung treu, sie zu bekennen, und der Menge die Wahrheit in's Gesicht zu sagen.

Wer einigermaßen mit Welt und Menschen bekannt ist, der weiß, daß diesen mit nichts so schlecht gedient ist, als mit dem Rathgeben und Rathnehmen. Man kann nichts gut und erfolgreich machen, als was man sich selbst gerathen hat; man kann Niemanden gut und erfolgreich rathen, was er machen soll. Wie muß es also erst mit Berathungen Mehrerer, ja Vieler durch Viele, beschaffen sein! was läßt sich von ihnen für ein Ergebniß erwarten? Die tägliche Erfahrung antwortet jedem Beobachter der Welt-

zustände darauf, und lehrt den Denker, das Resultat auf größere Verhältnisse übertragen. Es gibt nur zwei Zwecke, und ihnen angemessene Formen, zu und in welchen sich Menschen fruchtbar vereinen mögen: die getheilte und verbundene Arbeit, und die Einigung zum Sittlichen, im reinmenschlichen Sinne.

Wer ein Amt oder eine bedeutende Stelle antritt, sollte sich's zum Gesetze machen, wenigstens ein Jahr lang ganz in der Form zu amtiren wie sein Vorgänger. Man erneut erst dann gründlich, wenn man das Alte aus eigener Praxis gründlich kennt. Man kann dann auch den Fortschritt erzielen, ohne Reaktion zu erregen. Formen und Uebungen haben überhaupt einen moralischen Werth, den der Weltkenner hoch genug anzuschlagen weiß.

Wie Viele schwören noch zu den Fahnen der „Neuerung“ — unter dem Vorwande, ja mit dem unschuldigen Glauben, dem „Fortschritte“ zuzuschwören!

Völlig legale Menschen, die sich nie einen Verstoß gegen den Buchstaben, der die Welt regiert, zu Schulden kommen lassen, und solche Verstöße an Andern bemerken und rügen, sind entweder bornirte oder falsche Menschen. Der frei denkende, helle, schuldlose, hohe Geist kennt diese kleinliche Behutsamkeit nicht, und schätzt auch an Andern den Geist mehr als das Wort. So wird er oft das be-

klagenswerthe, edle Schlachtopfer der Niedrigkeit. (Egmont, G.) Es waltet aber auch hier eine Nemesis, — theils in seinem Innern, theils in der Geschichte und in der Welt, die ihn umlebt.

Denn am Ende ist es doch der Buchstabe, der in der Welt, wie sie ist, das Gesetz vertritt; und so tritt auch hier wieder jener merkwürdige Kreislauf ein, den wir in den menschlichen Problemen so oft bemerken: man sieht sich gezwungen — um des Prinzipes willen das Prinzip zu vergessen oder ihm zeitweise zu entsagen. Das positive Gesetz repräsentirt in der realen Welt das Gesetz überhaupt: darum muß es heilig gehalten, und überhaupt gehalten werden. Wo bliebe bei Ausnahmen und Auslegungen das Richtmaß? (Diese Wahrheit hat Diderot in kleinen Erzählungen gut veranschaulicht, Kant in seiner Lehre von Revolutionen festgehalten.) Die Gesetzlichkeit, als Prinzip, mit Bewußtsein anerkannt und geübt, bringt die Bürgschaft der Entwicklung zur wahren Freiheit mit sich, — denn diese kann nur durch Selbstbeherrschung erreicht und gedacht werden. Alle Willkür ist Tyrannei, — Freiheit ist nur im Entsagen.

Das ehrwürdige Institut der Maurerei, in seiner alten, einfachen Form, enthält das Musterbild für alle und jede gesellschaftliche Verbindung. Je mehr eine solche (heiße sie Staat, Kirche, Zunft 2c.) an Sinn und Einrichtung ihr gleicht, desto besser ist sie.

„Scheinheiligkeit — sagte der oft verkannte Rochefoucault — ist ein Tribut, den das Leben der Tugend bringt.“ Eben so ist das Fordern von Rechten (und wer fordert sie nicht?) eine indirekte Anerkennung der Pflichten; also eine Selbstanklage, wenn man sie nicht erfüllt.

Warum unterscheidet man unnöthig Billigkeit und Gerechtigkeit? Billigkeit ist die, auf alle nur irgend erforschlichen Verhältnisse des konkreten Falles Rücksicht nehmende, — also die wahre Gerechtigkeit.

Die Rechtspflege freilich ist oft genug genöthigt, von solchen Verhältnissen zu abstrahiren, weil das positive Gesetz abstrakt ist. Aber diese Nöthigung ist eben ein Beweis der Unzulänglichkeit des positiven Zustandes, und alle Gesetze sind Flickwerk, verglichen mit dem, das aus der Erkenntniß der Natur und sittlichen Bestimmung des Menschen hervorgeht. Das Reich Gottes ist das erste.

Das juridische Prinzip muß immer als bloßes Ressort des ethischen betrachtet werden; denn es gibt keine wahren Rechte als die, welche auf Pflichten beruhen.

Hierin liegt überhaupt die Antwort auf die vielen Fragen: von „rechtlich“ und „blos legal“ — Natur-Recht und übereinkünftigem, — Moral und Recht u. s. w.“ — Die Rechts-Idee, als solche, fließt aus der sittlichen, da es

nur der Pflichten wegen Rechte gibt, alles übrige reduzirt sich auf einen konventionellen Rechts**begriff**.

Den Geist und seine Sphäre berühren Rechtsverhältnisse gar nicht. Ihn betreffen nur sittliche und intellektuelle.

Rechte haben heißt: von Andern nicht beeinträchtigt werden dürfen. Es ist eine wechselseitige Begrenzung. Der Geist kann nicht beeinträchtigt noch begrenzt werden — als durch seine Unzulänglichkeit. Er ist Position, das Recht Negation. „Ich habe ein Recht auf Dieses oder Jenes" heißt: „du darfst es mir nicht nehmen."

Doch aber sagen wir: „das ist unrecht" und — meinen damit nicht, daß es ungesetzlich sei. Ist das nur ein fehlerhafter Ausdruck? oder gibt es, neben dem moralischen auch noch ein juridisches Gewissen? oder führt uns das **höher** hinauf — zu einem Ersten und Letzten, das über alle diese Verhältnisse hinausgeht, das wir nur in einem unmittelbaren Bewußtsein auffassen?

Der Begriff von Büreaukratie ist: Verwechslung von Zweck und Mittel. Wo das Bureau **herrscht**, da ist es nicht **für** den Staatsbürger da, um dessentwillen es doch errichtet ist. Da wird es dem Klagenden, Bittenden, Prozeßführenden, Erbenden, Reisenden 2c. schlecht gehen. Aber das Publikum muß auch wieder bedenken, daß das Bureau ein, sein Interesse zu fördern eingerichteter Organismus ist, der auch als solcher in seiner Totalität und Bewegung nicht durch den Einzelnen gestört noch gehemmt

werden darf, wenn nicht das Ganze, der höchste Begriff des Staates, darunter leiden soll. Dieses ist Zweck, alles Andere Mittel: keines soll herrschen, alles zusammenwirken. Dieses „sich im Ganzen denken" ist die erste Pflicht und Aufgabe der Einzelnen, zu der sie freilich erst — und schwer genug — erzogen werden müssen.

Der Bureaukratismus ist dann vollkommen, wenn die Menge und der Formalismus der positiven Gesetze und Usanzen so groß ist, daß überall Mittel gegeben sind, Vernunft und Billigkeit als ungesetzlich herauszudemonstriren und für Gewalt und egoistische Manoeuvres sichernde Formen zu finden. Das kann in jeder Verfassungsform statthaben. Am schlimmsten aber in der demokratischen, wo die gezählte, nicht die gewogene Majorität das Gesetz gibt, — Rhetorik und allgemeine Leidenschaft es auslegen. (Unfehlbarkeit des Pabstes mit tausend Kronen.)

Wenn Immermann je etwas Wahres und Treffendes gesagt hat, so ist es das: daß hinter dem deutschen Jugendheroismus nichts als der Philister steckt, der innerlich juckt und hinaus will, und auch wirklich über kurz oder lang zu Tage kommt. Geschichte, Literatur und Leben bestätigen diesen Ausspruch immer glänzender und erweitern ihn zu einer tiefern, allgemeinen Wahrheit.

Von wissenschaftlichen Akademien ist nur unter drei Bedingungen etwas zu erwarten:

1. Freiheit, sich zu bewegen. Hierher gehören sowohl die finanziellen Mittel, als die Freiheit von bureaukratischem und jedem andern, nicht wissenschaftlichen Einflusse;

2. sorgfältigste Wahl der Mitglieder, als höchstes, erreichbares Ehrenziel beglaubigter Verdienste. Sonst ist die Staatsausgabe Verschwendung, und die Freiheit ein verderbliches Privilegium.

3. Einheit in der Art des wissenschaftlichen Wirkens; als leitendes Gestirn der Fahrt. Sonst wird man scheitern oder — festsitzen.

Diejenigen Akademien, die aus selbstständigen, freien Wahlen hervorgehen und, ohne Anspruch auf Sold, ihr Wirken der Sache, nicht den Formen widmen: werden fähig sein, wirklich etwas zu fördern.

Die vom Staate unterhaltenen mögen immerhin ihre formelle Aufgabe erfüllen; der Wissenschaft — dort, wo sie es noch bedarf — eine politische Geltung, einen Platz, einen Rang im Staate zu erobern, zu bewahren.

Geistiges Eigenthum? geistiges Recht? Die Frage an sich, an die Stelle der Frage über die Verhältnisse des Schriftstellers, Künstlers u. s. f. im Staate gesetzt, scheint mir die Sachlage zu verwirren, die Auflösung unmöglich zu machen, also ganz unpraktisch zu sein.

Wer einmal den Begriff „Geist" rein gefaßt hat sieht wohl ein, daß in dieser Region von keinem Eigenthume noch Rechte die Rede sein kann. Nicht der Geist besitzt die Ideen, sondern die Ideen besitzen ihn; oder eigentlicher: es findet hier gar kein Besitz statt. Eines ist das Andere; und wollte man ja das, was die geistige Thätigkeit durch Schaffen und Aneignen gleichsam in sich verwandelt, wovon sie wächst und wirksamer wird, ihren Besitz nennen, — wer könnte ihr diesen nehmen? Ein solches Eigenthum, mit der Persönlichkeit Eins und dasselbe, ist unveräußerlich und vor Nachdruck sicher. — Auch Rechte gibt es so wenig im Reiche des Geistes als der Natur. In beiden gilt, überall in anderem Sinne, das Recht des Stärkern. Wer will und möchte einer stärkern, d. i. edleren Persönlichkeit den Einfluß auf eine gemeinere, schwächere, nehmen oder imputiren? Wollte man, in dieser abstrakten Sphäre, die Freiheit des geistigen Seins und Wirkens irgend beschränken — zu welchen Konsequenzen würde das führen?

Man spricht aber von verkörperten Produkten des Geistes, die gleichsam ein Gemisch von Geist und Stoff darstellen sollen. Das verstehe ich nicht. Ein solches Gemisch ist der Mensch selbst: als solcher gehört er in die Gesellschaft und hat Rechte in ihr. Als ein solches Recht auch nur kann ich die Ansprüche betrachten, welche Schriftsteller rücksichtlich der Vervielfältigung oder des Gebrauches ihrer Werke an ihre Bevollmächtigten, die Verleger, machen. Es ist ein persönliches Recht, nicht ein Besitz. Dieser betrifft nur die Sache, d. i. die Exemplare. So

hat, glaube ich, auch Kant diese Frage angesehen. Dieses Vollmachtsrecht muß von den Staaten so lange anerkannt und sanktionirt werden, als es Menschen gibt, welche Bücher, Gemälde u. s. w. als Mittel ihres Erwerbes betrachten. Alles, was über diese Vollmacht hinausgeht, was zu wenig an Sachen gebunden ist, um speci et facti zu sein, z. B. Prioritätsläugnung, Plagiat 2c. sind Schwierigkeiten, die an der, vielleicht unpassenden Wahl eines solchen Erwerbes haften. Darf der Schriftsteller für den geistigen Gehalt seiner Leistungen einen Lohn fordern? ja: Anerkennung, Wirkung, vielleicht Geltung im Staate. Der materielle gehört dem Verleger, dem der Autor durch die Vollmacht, seine Werke zu vervielfältigen, einen solchen möglich macht, — für welche Vollmacht dieser sich vielleicht ein Honorar für sich oder die Seinen, vertrags- oder einem positiven Gesetze gemäß, bedingen mag. Weiter scheint mir nicht gegangen werden zu können.

Das sogenannte, allgemeine Beste einer menschlichen Gesammtheit kann nie durch gemeinsame Berathung der letztern, sondern nur durch Gesetze von oben herab zu erzielen sein. Denkt man sich unter dem allgemeinen Besten den Vortheil Aller, d. i. jedes Einzelnen, so werden sich diese Vortheile der Einzelnen widersprechen und kein Resultat für's Ganze geben. Denkt man sich darunter die Aufopferung des Einzelvortheils, so werden die Einzelnen sich schwerlich dazu verstehen. Nicht vom Genuße der Rechte — nur vom Begriffe der Pflichten kann die wahre Ma-

xime des allgemeinen Besten ausgehen. Dieser Begriff liegt aber nur im Gesetze, welches nicht berathen, sondern anerkannt werden muß.

Da nun diese Berathung durch Alle nicht ausführbar, das Gesetz von oben nicht zu erwarten ist, — was bleibt, als: Berathung durch Wenige? Durch die Besten! Wer kann aber diese ermitteln, — als das Experiment fortgesetzter Vertrauungswahlen? — Geduld also, bis sie sich bewähren, — und bis dahin: jeder in seinem Kreise das Nächste gethan; das Böse bestritten, das Rechte gelehrt und geübt!

Das Gleichniß von der Spirallinie im menschlichen Fortschreiten ist das befriedigendste, das ich kenne. Es gibt hier Rückbewegungen, die aber doch zugleich vorwärts führen. Man sieht auch, zwar nicht das Gewesene, aber doch die Sphäre seines Wesens wiederkehren; man kommt in dieselbe Gegend wieder zurück, wo man schon war, — nur auf einem höhern Standpunkte, von welchem aus man sie übersieht.

Wenn man vom Mündigwerden der Völker spricht, so vergesse man nicht, daß es immer unmündige Menschen, — eine Jugend und einen Pöbel — in ihnen geben wird.

Wahlgesetz — ist der Anker, den das Schiff des Staates, vom Sturm des Despotismus und der Anarchie

sich rettend, nach dem Hafen der Freiheit auswirft. Der Anker war von jeher das Sinnbild — des Vertrauens; nnd gibt es für eine (zumal eine erste) Wahl ein anderes Prinzip als — das Vertrauen? Kann irgend ein Census irgend eine Candidatur, ein Programm, ein Mandat, ein Credo zum Maßstabe dienen? Kann die Intelligenz durch die mindere Intelligenz per majora beurtheilt werden?— Woher aber das Vertrauen — ohne allen geschichtlichen Anhaltspunkt? Woher — als: auf die sittliche Basis gebaut? So ruft uns, beim Anfange und bei der Vollendung der staatlichen Aufgabe, immer und immer wieder, Erfahrung, Vernunft und Gefühl das Alfa und Omega der Menschheit zu: Gut sein ist die einzige Bürgschaft der Gesellschaft.

Revolution! Wenn man darunter die zur Evidenz erhobene Stimme der Volksmajorität, das laut gewordene Selbstbewußtsein der Nation versteht, vor welchem die in der Erkenntniß zurückgebliebene, bisherige Exekutivgewalt schweigen, und der alte Vertrag, nach dem erkannten, höherem Rechtsgesetze, umgeschrieben werden muß, — wer kennt einen anderen Weg des Fortschrittes für die in Staaten gesonderte Menschheit? Diese Revolution geschieht und muß geschehen — durch Ueberzeugung. Niemand kann ihr widerstehen, wenn diese allgemein ist. Aber durch Waffen wird Niemand überzeugt. Wir verachten das Faustrecht roher Völker, wir beklagen die Gottesurtheile des Mittelalters, die das Schwert aussprach, wir belächeln das Duell der Neuzeit, welches durch den Degen bewei-

sen soll, wer Recht oder Unrecht hat — und noch wollen Völker, gebildete Völker, ihre Verfassung auf dem Duellwege ändern? Ihren Kontrakt à la Brennus, mit dem Schwerte umschreiben? Wo sind wir noch?

„Aber — höre ich — wenn man dem „lautgewordenen Bewußtsein Kanonen" entgegensetzt?"... Sprecht es immerhin laut und einstimmig aus, was die Zeit und das ewige Recht unausweichlich fordern, — sprecht es fest und einstimmig aus, daß Ihr mit eurem Leben für diese Ueberzeugung einstehen werdet, wenn die Tyrannei der Minorität eine Offensive gegen den Ruf der gesammten Nation ergriffe, — und wartet ruhig und entschlossen ab, ob sie den Angriff wagen wird!

Eines der entschiedensten Hemmnisse für die reine und vollendete Durchführung wahrhaft freisinniger Revolutionen liegt gewiß in der Seltenheit von Charakteren, welche den Geist des Liberalismus und das Talent des Regierens in sich vereinen. Wenn solche da sind und an die Spitze treten, so ist der Sieg des Fortschrittes verbürgt. Noch Eins: wenn sie gleich anfangs an die Spitze treten und das Befreiungswerk noch unter ihren Händen durchgeführt wird. Wie sie einer Reaktion oder talentlosen Demagogen weichen — ist Despotismus oder Anarchie vor der Thür.

Nur in den günstigsten Fällen möchte es sich ereignen, daß eine Revolution, von Leidenschaft und Gewalt-

samkeit veranlaßt, den höhern Gemeingeist oder das Talent und den Charakter der Befähigten erweckt und so zu einer gedeihlichen Entwicklung den Keim legt.

Für eine konstitutionelle Erbmonarchie kann nichts wichtiger sein als die Erziehung der künftigen Thronfolger. Diese sollte bei der Gründung einer Constitution eines der ersten und dringendsten Augenmerke der Gesetzgebung sein. In der Prinzen-Erziehung liegt die Garantie einer repräsentativen Monarchie. Sie muß von der Nation in die Hände genommen, gesichert, bewahrt werden; am Hofe des Monarchen muß die gesunde Luft der Freiheit wehen, wenn Fürst und Volk kräftig mitsammen gedeihen sollen.

Ich bin von der praktischen Unthunlichkeit, die Todesstrafe aufzuheben, so überzeugt als irgend ein Positivist. Aber — was ist von dem Zustande einer Menschheit zu denken, in welcher sich Henker finden? Von einem Zustande, der ihren Beruf und ihren Unterricht rechtfertigt?

Soll auch Intoleranz tolerirt werden? Soll man den Fanatismus der Parteien, so gut wie die Parteien selbst gewähren lassen? Soll Indifferentismus an die Stelle der Ruhe durch gesetzliche Unterordnung treten?

Wer öffentlich zu reden hat, muß sich besonders bemühen, für seine Sache und ihr Motiv den kürzesten, be-

stimmtesten und populärsten Ausdruck zu finden, um ihn, im rechten Augenblicke frisch und warm anzubringen. An der schönsten Rede, sei sie noch so lang, — wenn sie wirkte, ist es doch nur das letzte Wort, das gesiegt hat. Und dieses Wort, mißlungen, hätte alles Frühere paralysirt. Durch die Kraft des Momentes richtet oft der Mittelmäßige mehr aus, als der überdachteste Plan.

Mit den Wirkungen der Beredsamkeit beginnt jede Entwicklung der Freiheit im Staate; aber erst, wenn diese Wirkungen nicht mehr wirken, ist die Freiheit entwickelt, ist sie errungen. Darum Heil der Volksversammlung, in welcher das schlichte, bündige, bescheidene Wort der Wahrheit den Glanz des Redners überwindet und vergessen macht.

Die demokratische Form wird dann vollendet, und ihr Zweck dann erfüllt sein, wenn ein Volksbeschluß feststehen wird: daß bei Ausbrüchen der Leidenschaft, Ausfällen des Witzes und deklamatorischen Wendungen „zur Ordnung" gerufen wird.

Das haltet nur immer fest: Freiheit ist nur im Gesetze; und dieses nur in der Form; und diese nur im Geiste. Darum: wo der Geist des Herrn ist, da ist Freiheit. Willkür des Einzelnen oder einer Gesammtheit ist Despotismus; sein Aeußerstes: Anarchie, die Willkür Aller. — Das Ideal der Verfassungen ist die Monarchie

des Geistes; eine theokratische Republik, in welcher die Stimmen nicht gezählt, sondern gewogen werden, in welcher die Selbstbeherrschung alle andere Herrschaft bedingt, in welcher die materielle Ordnung einer höhern sich unterordnet. Ὁ νους βασιλευς τε παντος.

Man verwechselt nur zu oft „Herrschaft der Masse" mit Freiheit, „Aufhebung der Unterscheidungen" mit Gleichheit. Nur im Gesetze und vor ihm ist wahre Freiheit und wahre Gleichheit.

Auf der Einen Seite steht das verjährte Alte, auf der andern das unreife Neue. Aber das Schlimmste ist die Parteisucht, die im Grunde gleichgiltig gegen Jenes und Dieses, nur das persönliche Interesse im Auge, zwischen beiden den Hader perpetuirt; nach dem Wahlspruche: „Divide et impera!"

Es ist sehr interessant, die Wechselverhältnisse gewisser Begriffe und Institutionen geschichtlich und theoretisch sich klar zu machen, welche, indem sie bald in Widerspruch, bald in Verbindung mit einander zu treten scheinen, die Wahrheit bestätigen: daß dieselben Formen einer verschiedenen Sache, dieselbe Sache verschiedenen Formen angeeignet werden könne; daß also eine Institution bald eine liberale, bald dieselbe eine ultramontane sein könne; daß man also über eine Gesinnung nicht durch Meinungen und Vorschläge aburtheilen dürfe u. s. w.

Diese Bemerkungen drängen sich wieder auf, wenn man die Begriffe: Zunft, Gemeinde, Repräsentativ-Verfassung auf ihre Entstehung zurück und in ihre Entwicklung fort verfolgt. Auf die Bildung der Innungen in der Zeit des mittelalterlichen Gewerbfleißes wurde die Form der meisten städtischen Gemeindeverfassungen gegründet. Wo diese im volksthümlichsten Geiste erstanden, hielten sie das Prinzip der Körperschaften am innigsten fest. Die Gemeindeverfassung ist wieder die Grundlage der konstitutionellen Landesverfassung. So gestaltete sich der Hergang geschichtlich; der Fortgang der Entwicklung zeigt unabweislich, wie mit der höhern Ausbildung der Repräsentativ-Verfassung und des freien Staatslebens im Ganzen, das Innungsprinzip zerfallen, und dem höhern, dem es selbst den Weg gebahnt, weichen müsse. In der Uebergangsperiode verwickeln sich vielfach die Verhältnisse beider, und in vielfachen Beziehungen kehrt die Frage wieder: wie stellt sich h i e r und h i e r der Anspruch des Korporations-Rechtes zu den Ansprüchen des allgemeinen Rechtes heraus?

Ist es nicht analog mit den Verhältnissen provinzieller Nationalitäten zu ihren historischen Gesammtstaaten, — die uns so viel zu schaffen machen? A u s der Menschheit im Ganzen sonderten sich die Vaterländer; i n die Menschheit werden sie sich auflösen. Bis dahin — bleibt die Frage: wie stellt sich h i e r und h i e r die Zweckmäßigkeit des Selbstbestandes oder Anschlusses heraus?

Ueberall, im Ethischen, Natürlichen, Politischen und Religiösen thut sich diese alte Tryas wieder als ein prototypisches Schema hervor, das jedenfalls anleiten und bestätigen kann: Element, Verbindung, Wiederauflösung; vereinzelte Menschheit, Staat, verbundene Menschheit; Paradies, Erde, Himmel, — oder wie man diese Zustände sonst bezeichnen und sich ausmalen will. Es ist immer Ausgang, Fortschritt, Rückkehr in höherem Sinne.

Man will, in der Meinung, die Rechte unverkümmert zu bewahren, nichts von Vorrechten wissen. Ein unglücklicher Mißgriff! Alle Rechte müssen aus Pflichten abgeleitet werden. So lange es Vorpflichten gibt, muß es Vorrechte geben. Vorpflichten gibt es, so lange menschliche Angelegenheiten der Leiter, Gesetzgeber, Gesetzverwalter bedürfen. Wird diese Zeit enden, dann werden die Vorrechte zum Unrecht geworden sein. Bis dahin sind sie die höchsten, die heiligen Rechte.

Es ist eine der intrikatesten Aufgaben bei Revolutionen oder auch nur Reformen: das geschichtliche Recht festzusetzen und zu begrenzen. Es ganz aufheben und den Bau von vorne anfangen, heißt die Gesellschaft umstürzen und vernichten; es schonen, heißt ihren Fortschritt verunmöglichen. Es wird also Anspruch und Besitz unterschieden werden müssen; gleichsam vergangenes und gegenwärtiges Recht, Privilegium (Rechtstitel) und Eigenthum. Jenes

muß aufhören, dieses dem noch existirenden Besitze bleiben, oder er für sein Opfer entschädigt werden. Die Zünfte z. B., als solche, sind aufzuheben, die bestehenden Zunftgerechtsame ihren Besitzern abzulösen, Steuern abzuschaffen; dagegen ihre Ersatzmittel anzuweisen u. s. w. Wendet man das auf alle einzelnen derartigen Verhältnisse an, welche Aufgaben ergeben sich daraus!

Der Hauptgewinn des Assoziationswesens besteht darin, daß es den Unsinn der Majoritäten, das Vernünftige in der Masse durchzusetzen oder gar durch sie hervorzubringen, ersichtlich macht, und überhaupt ein öffentliches Bewußtsein erschafft. Es führt demgemäß nothwendig entweder zur Aufhebung seiner selbst, oder zur Veredlung der Gesellschaft.

Sich auf die Verwirrungen der Sozietät einzulassen, bringt keinen Segen. Seine Pflicht gegen sie thun, ist Alles; und nur von der steten Arbeit in dem abgeschlossenen Theile vom Weinberge der Wahrheit, der Jedem Einzelnen zugewiesen ward, ist für ihn und für das Ganze zuletzt Heil und Glückseligkeit zu erhoffen.

Die industrielle Tendenz hat uns aus dem Feudalismus befreit; und die ideelle Tendenz wird sich aus der industriellen allmälich entfalten.

Die industrielle Tendenz muß auf die Wichtigkeit des Betriebes überhaupt führen. Zum Betriebe aber gehört alle Arbeit, alle Thätigkeit, — die des Geistes so gut wie die der Hand.

Wenn erst aller materielle Besitz, Grund und Boden und dadurch auch das nicht mehr sicher zu kapitalisirende Geld in seinem Werthe und Preise auf's Tiefste gesunken sein werden, dann wird sich das Ideale, das geistige Kapital und die Produkte seiner Anlagen, als die wahrhafte Realität bewähren.

Es thut sich jetzt ein falscher Philanthropismus hervor, der (freilich oft ohne es selbst zu wissen) nur eine versteckte Unsittlichkeit ist. Man nimmt es mit der Entsittlichung der Andern nicht so strenge, weil man selbst des Maßstabes dieser Strenge in sich ermangelt; man betrachtet Geschichte und Weltleben wie physische Nothwendigkeit, und Laster als Unglück.

Lächeln muß der Hellsehende, wenn er von der hohen und allgemeinen Bildung unserer Zeit sprechen hört. Versteht die Menge denn jene Ideen, die sie in beständigen Umlauf setzt? Uebt man die Tugenden, deren Mangel man den Gewalthabenden vorwirft? Sind die schönen Ansichten der Gegenwart in den Köpfen der Menge etwas anderes, als es die Vorurtheile der Vergangenheit waren?

„Man hat Meinungen, um zu schimmern — und nicht zu handeln. Sie sind das große Kunststück der Politik, welche die beste Meinung gerade am schicklichsten findet, das Böse zu verdecken. Schlimme Gebräuche haben von jeher durch gute Maximen geglänzt."

Wenn man sich oft überheben möchte, daß die Zeitgenossen erleben, was man vorausgewußt, wohl auch, ohne gehört zu werden, vorausgesagt hatte, — wenn Andere in behaglichem Ruhme die Früchte ernten, deren Keime man gepflanzt, und sich dabei für die Pflanzer ausgeben: so bedenke man, daß ohnehin alle diese Prioritätsansprüche eitel und prekär sind. Was jetzt vorgeht und morgen vorgehen wird, hast nicht nur du, — haben auch schon Goethe und Plato vorausgesagt. Man hat sie auch nicht gehört, denn sonst würde man es nicht für neu halten.

Dieses seltsame Drängen und Sehnen im besseren Menschen — ist es das Bedürfniß des Geistes nach erweiterter Sphäre der Wirksamkeit und Ausbildung? Das irdische Leben bietet ihm unerschöpfliche Sphären. — Bedürfniß der Glückseligkeit? ... Gerade die erlangte Harmonie regt neue Dissonanzen in ihm an, um sie auflösen zu können. Einsam — genügt er sich nicht; Gesellschaft — genügt ihm nicht; in jedem Lebensalter beneidet er das andere — auch das vergangene — um seine Gefühle. Es ist die alte Mythe von Sisyphos und Tantalos. Und wohin treibt sie zuletzt? was kann sie lehren?

Zu entsagen und zu erschaffen. Kreis auf Kreis, wie er uns eben umgibt, beharrlich auszuschöpfen und zu erfüllen; zu erwarten, daß immer andere, einst vielleicht weitere Kreise uns angewiesen werden, — und jedenfalls anzunehmen und wohl zu beherzigen: daß wir nicht um des Glückes, sondern um der Pflicht willen da sind.

Ein Blick, der durch die Schale dringt, gewahrt, was die Geister einigt. Er findet Aehnlichkeit, wo der gemeine Blick nur Gegensatz sieht. Man betrachte einmal Thomas von Kempis und Béranger genauer. Beruht ihre geistige Freiheit nicht zuletzt auf einer gemeinschaftlichen Maxime: der Resignation? Und wo ist die wahre Religion zu suchen, wenn nicht in dem, was „tief und tiefer gefühlt, die Geister immer nur einiger macht?“ Und liegt das nicht in der Entsagung?

Die Geschichte schreibt nicht nur die großen Männer in ihre Tafeln ein, sondern auch die Zeiten und Völker, welche sie geehrt oder verkannt haben.

Die Geschichte ist das Gewissen für öffentlich Wirkende. Wie der Jüngling sich im entscheidenden Momente die Gegenwart seines Vaters oder verehrten Lehrers vorstellt, die ihm ein zweites, warnendes oder ermunterndes Gewissen wird, so stelle sich der Mann des öffentlichen Lebens die Geschichte vor, die sein Wort und seine That mit unerbittlichem Griffel hinzeichnet.

Wer blos nach dem Beifalle der Zeitgenossen jagte und ihn erhaschte, der hat seinen Lohn dahin; ihn vergesse die Geschichte! Wer, verkannt oder nicht gekannt von ihnen, seiner Idee gelebt, dessen Angedenken bewahre sie wie ein Heiligthum! Wer in und mit seiner Zeit webte und wirkte, den scheide sie von ihr und zeige, was an ihm sein und was der Zeit gehörte! Und — fragt ihr — wer seine Zeit geschaffen? — da schüttle sie ihr ernstes Haupt und spreche: maße sich kein Sterblicher an, das zu können.

Harmodius und Aristogiton mahnten ein „entartetes Geschlecht" an seine Väter; Kimon rief seinen Zeitgenossen die Tage des Harmodius in's Gedächtniß; Sokrates hatte über ein schändliches Volk zu klagen; und doch sproßte nach ihm, aus dem todt-gewähnten Hellas noch die göttliche Tugend des Epaminondas hervor; ja, nach der Besiegung Griechenlands strahlten noch Phokions und Philopömens Großgestalten, — herrlich genug, um dem Enkel wieder ihre Zeit als die goldene vorzubilden. Und so berief sich jede Epoche Roms auf die Väter, und wir uns auf die unsern, — und so gab es immer und nie eine goldene Zeit. Das ist die Weltgeschichte, und nur unreifer Jugendtaumel oder überreife Alterskälte verkennt ihre Bedeutung. Immer war das Große vorhanden; immer hat es seine Mission erfüllt, — denn sein Reich ist nicht von dieser Welt.

Ein Problem für den unbefangenen Weltbeobachter bietet Salvandy's politische Stellung. Ist es hier blos persönliche Eigenheit, die der praktischen Darstellung des höchsten Sinnes im Wege steht? ist es blos der Mangel dieses Sinnes in der realistisch aufgeregten Zeit und Nation? ist es die zufällige Beimischung eines weichern, theokratischen Elementes? sind es ganz spezielle Verhältnisse?

Gewiß, wenn es keine höhere Betrachtung gibt, als die geschichtliche, — die allein vom beschränkten Egoismus des Philisterthums retten kann, — so muß es Jedem, der auch nur einen mäßigen Geschäftskreis zu überblicken und auszufüllen bestrebt war, deutlich werden, welcher Philistrismus in dem Politisiren der Privatleute nach Zeitungen liegt. Eine Geschichte der Gegenwart — von wem?! für wen?!... Niemand weiß, von wem er geführt wird; und Ihr wollt wissen, welche Fäden sich, ferne von eurem gemächlichen Lehrzimmer, um die Herzen der Länder schlingen? aus was sie gewebt sind, und wo sie geknüpft werden?

Wer eine Staatsumwälzungsepoche in der Nähe erlebt, und die Fäden spinnen und sich verweben gesehen hat, die das Gespinnst des neuen Gewandes bedingten; wer diese Hände gesehen hat, die diese Fäden leiteten, die Hände, durch die sie gingen, — wer das genau und unbefangen vor seinen Augen beobachtet hat, — und dann die Schilderungen liest, die von der ganzen Katastrophe,

als öffentliches Dokument, der Menschheit geboten werden und in ihrem Archive bleiben, mit allen darin vorkommenden Namen und Thatsachen, — was glaubt Ihr, daß dem das Wort „Geschichte" bedeutet?

Wenn das Experiment nicht zu theuer bezahlt wäre, — man sollte wohl einmal die Welt eine Weile, so recht nach Lust und Wunsch und Ideal der Unbedingtheit, unregiert hinrollen lassen! es gäbe kein sichreres Mittel, Zucht, Ordnung und Gesetz auf's Entschiedenste herzustellen.

Wer sich nicht beherrschen kann — der will frei sein? und wer es kann, — ist er es nicht?

Begeisterung für ein Höheres im Gemüthe ist der Aether, von dem die Seele lebt. Das Ideal ist die Sonne, die aus der Atmosphäre des Geistes diesen Aether entwickelt, wie die planetarische Sonne aus der irdischen Atmosphäre den Aether, von dem der Körper lebt. Dieser Entwickelung des Ideellen in uns in stiller Betrachtung zuzusehen, ist das höchste, das einzige, wahre Glück des Lebens.

Der Schatten, den die Sonne des Daseins wirft, ist: die Bemerkung, daß so viele Tausende sie nicht sehen. Nicht Menschenverachtung fließe daraus, sondern ein stilles

Gefühl des Mitleids, von gerechter Zuversicht auf die Wege der Vorsehung gemildert, verklärt.

„Der Gedanke lebt nur vom Bewundern, das Herz nur vom Lieben."

Wähnt Ihr, das Ideale *sei* nicht, weil es ein Geschöpf des Geistes ist? *Erschafft* er es, weil er es aus sich schöpft? von wannen ist denn Er? und woher kommen ihm seine Gebilde? Dichtung ist des Geistes edelste Kraft, und deutet mit ihrem Janusantlitze dem Menschen auf seine Quelle und seine Mündung hin.

Nichts hat absoluten Werth (Würde) als: ein Symbol ächten Menschenthums in sich darzustellen; ungesehen, unerkannt, ohne Rücksicht auf Nutzen oder Meinungen in der Welt, ohne Hoffnung von Gewinn oder Wirksamkeit. „Was hälfe es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewänne, und litte Schaden an seiner Seele?"'

Nicht in leerem Traume will das Große imaginirt, in Wort und That will es verlebendigt sein. Darum verbinde sich mit dem idealen Sinne ein praktischer; und auch deßhalb, damit *jenes* Ideale *erkannt* werde, welches in's Leben einzuführen ist, und jenes der Poesie verbleibe, welches einzig ihr angehört; damit nicht ein Don Quixote die Welt belustige und verschlechtere, die ein Held erheben und verbessern sollte.

Starke (freie) Geister sind immer die, welche ihre Spontaneität den Vorurtheilen ihres Lebenskreises gegenüber behaupten. Zur Zeit des blinden Köhlerglaubens sind es die Zweifler, zur Zeit des Zweifelns und blinder Empirie oder egoistischer Interessen sind es die Verfechter der Rechte des Gedankens, der Idee.

Dem gemeinen Menschenverstande ist das Wunder keineswegs entgegen. Es liegt ihm vielmehr näher als die Deduktion einer gesetzmäßigen Kausalität. Er resignirt sich bei der Voraussetzung einer höhern Macht, deren Eingreifen ihm ja überall sichtbar scheint.

Es gibt eine spezielle Führung. So nenne ich den Fingerzeig, der jeden einzelnen Menschen, in allen Ereignissen seines Lebens, durch alle Fehler, Irrthümer, gute und schlimme Erfahrungen, unverkennbar auf die Anerkennung des Sittlichen hinweist und Jeden dazu erzieht, der nur irgend aufmerken will. Ich spreche hier aus Beobachtung, und damit sei Jeder aufgefordert, auf die Ergebnisse seines Lebens einmal einen ernsten Blick zu werfen.

Wer auf die Stimme des Dämons in sich lauschen gelernt hat, wird inne werden, daß die Vorsehung nie statt des Menschen handelt, sondern ihm nur Zeichen zukommen läßt, die sein Handeln leiten könnten.

Der religiöse Sinn gibt dem Menschen etwas Kindliches, weil ihn die Vorstellung eines Vaters nie verläßt.

Dem ist der religiöse Begriff aufgegangen, der sich überzeugt hat, daß der Glaube der gewisseste Beweis seines eigenen Inhaltes ist. Es versteht sich, daß dies nur vom religiösen Glauben gilt. Die Ewigkeit, an die wir glauben können, ist uns in und durch diesen Glauben verheißen. Die Gottheit hat der Menschheit dieses Siegel ihrer höhern Bedeutung aufgedrückt. In unserer eigenen Sehnsucht kündet sich die göttliche Stimme ihrer Erwiederung an.

Religion — das Komplement der Philosophie.

Jenseits der Grenze, die der wahre Philosoph, je mehr er es ist, desto bestimmter sich selbst vorschreibt, ist ein Bezirk, den Keiner übertreten lassen kann, dem die Frage der Menschheit über sich selbst hinaus einmal aufgegangen ist. In diesem Bezirke gelten keine Beweise und Gegenbeweise mehr, und doch kann der Denker die Ansprüche der Vernunft auch hier nicht aufgeben. Er füllt ihn also mit Analogien seiner Denkkraft aus, und das ist die Mystik. And're, Jeder nach seinem eigensten Naturell und Bedürfniß, ergänzen das Wissen durch reine Empfindung oder Fantasie. „So weissagen — schrieb Platon an Dionisius — alle Seelen; entscheidender aber sind die Weissagungen der guten als die der andern."

Die Religion ist die beste, welche die Vielen eint, den Einzelnen kräftigt, den Stolzen beugt; die uns das Leben lieben, den Tod mit stiller Ehrfurcht betrachten, mit Ergebung erwarten macht.

Wenn es eine Mystik gibt, welche man die ächte oder die beste nennen kann, so ist es diejenige, die das religiöse Bedürfniß befriedigt, ohne uns den Fesseln eines dogmatischen Positivismus zu überantworten.

Nicht erträumt, durch Spiele der Fantasie, nicht erklügelt durch Künste des Verstandes, nicht erschwärmt durch weichliche Gefühle wird die Religion. So sagt der reinere Mysticismus, und wer möchte ihm so weit widersprechen? Wenn er aber nun fortfährt: „im Schauen, durch Gottes Gnade, wird sie erfaßt —" was kann er meinen? was sonst, als jene heilige Stimme, die sich im reinen, wie im schuldigen Gemüthe, am lautesten aber im geläuterten, als „Gewissen" ankündigt, — welche nicht Fantasie, nicht Verstandesschluß, nicht weichliches Gefühl und doch das Alles, und freilich eine ursprüngliche Gnade Gottes ist; welche selbst in dem nüchternen Denken „eine Tiefe göttlicher Anlagen, einen heiligen Schauer über unsere Bestimmung" (s. Kant. kl. Schriften I. 152) aufschloß und erregte? Man sieht, es gilt nur, sich verstehen zu wollen.

Rein praktisch zu sein — ist das Charakteristische des Christenthums. „Nachahmung Christi“ ist die Summe seiner Vorschriften; und selbst was es als Theorie in sich aufnimmt: die Lehre vom Sündenfalle und von der Erlösung, — was ist es, als eine Auflösung des tiefsten Problems durch einen praktischen Bezug?

Wie Einsamkeit und Entsagung nur durch Erlebnisse bedingt werden, so auch die „evangelische Traurigkeit.“ Nichts schadet dem Christenthume mehr, als: es erzwingen, befehlen, als todten Buchstaben, als Erziehungsformel überliefern zu wollen. „Ehrfurcht“ ist Alles, was man dem Knaben einzuflößen hat. Jenes religiöse Gefühl wird sich im sittlichen Menschen selbst entwickeln, er wird wiedergeboren werden, und der Greis an der Pforte der Ewigkeit — was bleibt ihm als der Glaube?

Die ganze Bedeutung des Christenthums liegt in den Worten: „Lebet' nach meiner Lehre, und Ihr werdet von ihrer Wahrheit überzeugt werden.“

Wer Muth und Kraft und Befriedigung fühlt, in der Selbstständigkeit und Abgeschlossenheit seines Geistes, bleibe sich treu bis an's Ende! wer sich nicht genügt, in der Stunde der Entscheidung, in der Stunde des völligen Alleinseins, fühle Trost und Befriedigung in dem Glauben, daß die Herzen der Kinder am Herzen eines Vaters

hangen! .. Danke Jeder von ihnen, — denn beides ist Gnade.

Die lautere Mystik verspricht den Besitz der Geheimnisse nur dem sittlich Gereinigten. Ohne diese ernste Bedingung: sich vorerst durch moralische Wiederherstellung zum Organe des Geheimnisses zu befähigen, verheißt sie nichts. Und tägliche, strenge Prüfungen — in unbeobachteter Stille, nur zwischen Gott und dem Menschen, ohne äußern Beifall, ohne Täuschungen der Fantasie, — können diese Läuterung bewirken und beweisen.

Man muß, um gerecht zu urtheilen, Mystik und Pietisterei (Frömmelei), die man so oft zusammenwirft, streng von einander unterscheiden. Jene läßt dem Geiste völlige Freiheit, sich in den Tiefen des Geheimnißvollen zu ergehen, — diese knechtet ihn durch ein Dogma; jene erhebt, diese erniedrigt und zerdrückt sein Gefühl. Nur Eins haben sie oft gemeinsam: daß sie zum Quietismus führen. Aber was führt am Ende nicht zu ihm? je mehr man überlegt, desto schwerer handelt man; man überlegt sich zuletzt satt, man empfindet sich satt, man spricht sich satt, — glücklich, wer irgendwo ewige Ruhe findet!

St. Martin hat unter den Mystikern deßhalb für Leser mit Geist so viel Anziehendes (z. B. für Rahel), weil seine Schriften der milde, wohlthuende Hauch eines sittlichen Charakters durchweht, weil eine anmuthige Sym-

metrie in dem Ganzen seiner Gedanken waltet, und vorzüglich, weil er zuletzt doch an die Vernunft appellirt. (Da das Nichtanerkennen dieses Forums eigentlich das Charakteristische des Fanatismus ist.)

Tief durchdrungen von einem Ideale höherer Menschheit, wie Platon, erscheint ihm die wirkliche, schwache, kranke, kleinliche als ein Bild schmachvoller Entwürdigung. Er will es ihr vorhalten, taucht seinen Pinsel in das geheimnißvolle Colorit des Orient's, malt beide Bilder, wie sie vor seiner reinen Seele schweben, das des Paradieses mit der Schwärmerei des Entzückens, das des verlornen mit der Schwermuth der Sehnsucht, und ruft tief bewegt: ecce homo!

Es ist interessant zu bemerken, daß St. Martin von seinen Uebersetzern und selbst Verehrern so gleichmäßig mißverstanden wurde. Die neuesten haben ihn sogar zu einem katholischen Philosophen, wie früher Platon zu einem christlichen gemacht! es ist eben so interessant zu bemerken, daß ein heller, witziger Kopf (Lichtenberg) der Wahrheit viel näher kam (II. 186).

Die Mystik, welche überall das Colorit der Zeiten, der Völker, der Einzelnen an sich trägt, konnte keine anmuthigere Färbung finden, als die des französischen Geistes, welcher Leichtigkeit, Lebhaftigkeit, Frische und Zart-

heit in sich verbindet, welcher sich gern mit tiefem Gefühle, nie mit abstrusem Pedantismus äußert.

Der schönste Zug bei Jakob Böhme und St. Martin: Alles als Symbol, als Zeichen, deren sich die Sprache des Unendlichen zu uns, den Endlich-unendlichen, bedient, und allen Irrthum als Andeutung des hinter ihm liegenden Wahren zu betrachten. Die „Erinnerung" des Platon war ein ähnlicher Zug; die Analogien bei den deutschen Naturphilosophen sind meistens kleinlich dagegen; die seinen sind erhabene Poesie.

Er sagt auch ausdrücklich, daß seine Bilder nur Bilder sind, während And're die ihren für die Sache selbst verkaufen. Ja, er zeigt, daß er vielmehr bekannte für geheimnißvoll gehaltene Bilder, ihrer Bedeutung nach zu erklären beabsichtigt.

Er zeigt eine Achtung für die Forderungen des Verstandes, welche Achtung für ihn selbst, — eine Rechtlichkeit des Denkens, welche ein Vertrauen zu ihm einflößt, das wenige Mystiker anzusprechen haben.

St. Martin spricht in Bildern und läßt nur überall das „gleichsam" aus.

Man muß nur nicht eigentliche Philosophie suchen, wo Auferbauung erzielt wird. Ob mehr? ob weniger?

Gerade jenes Anregen zum Selbstweiterdenken in einer erhebenden Gedankensphäre ist es, was diese Lektüre begabter Menschen (z. B. der Rahel) so anziehend macht, — wie das Deuten eines reichen, inhaltvollen Kunstwerkes.

Glücklich, wer das Namenlose erkennt! Ewig war die Wahrheit unter uns, und wird es sein, — aber sie wird geschwiegen. Reiner Wille und Klarheit des Erkennens sind an und für sich esoterisch. Aber:

Es ist nöthig, daß selbst Dinge ein Geheimniß bleiben, die leicht zu offenbaren wären. Es ist gut, daß man andre Dinge, die offenbar sind, als Geheimniß behandle, um ihnen die Ehrfurcht der Menschen, und diesen, in der Ehrfurcht, ihr Heiligstes zu bewahren. (Die Gesellschaft erkennt dies faktisch an in den Konvenienzen der Decenz, der Diskrezion u. s. w.). Es gibt ferner Dinge, die sich wenigstens durch Worte nicht mittheilen lassen. (Hieher Alles, was man im weitesten Umfange Kunst nennen kann.) Es ist auch unmöglich, den Menschen wohlzuthun, wenn man es ihnen vorausgesagt; daher „Handeln und Schweigen" die Maxime der geprüftesten Geschichts- und Welterfahrung. Endlich: das Schlechte erlangt nur Gewalt durch die Vereinigung und Verborgenheit der Schlechten. Ihm kann nur durch das Gegentheil: stille Verbindung der Guten, kräftig entgegengewirkt werden.

In den Spaltungen der Societät bleibt jeder Versuch, Kreise zu bilden, innerhalb welcher Menschen als solche gelten (eine Menschheit in der Gesellschaft), respektabel. Es gibt Verhältnisse, die für die Aufsicht des Gesetzes im Staate zu klein, andere, die für sie zu groß sind. Hier wirken solche Kreise, als Supplement der Gesetze, mit dem Staate, für ihn. „Die Sittlichkeit ist sicherer als das Gesetz", sagt schon Pirithous beim Euripides. Es ist löblich, neben den äußern Motiven des letztern, den innern der erstern Geltung zu verschaffen. Kein Einzelner ist im Stande über sich hinauszugehen. Er schließe sich deßhalb an Andere, die ihn ergänzen und über seine Beziehung zum Ganzen orientiren. Dieses Gefühl, einem bestimmten Ganzen anzugehören, wirkt (im Patriotismus, Konfessionen u. s. f.) als ein Ressort, der sehr gewaltig werden kann. (Dazu die Macht des Beispiels.)

Was endlich das Symbol betrifft, so ist dem mündig gewordenen Denker die Geschichte selbst Symbol. Zu diesem Gewahrwerden aber erziehen den unmündigen absichtliche Symbole.

Eine Vereinigung der Guten — blos um des Guten willen — wenn sie möglich ist, soll sie gehindert werden?

K. F. Rauer. Probleme der Physik, Philosophie und Staatskunst. Leipzig, Kollmann. 1833.

Die Grundansicht des Ganzen, — die eigentliche Philosophie des Verfassers ist nicht neu; er spricht aus, was Herder, Spinoza, Platon ausgesprochen haben, wovon auch ich seit Jahren überzeugt und durchdrungen bin; er spricht das Wahre aus, — und traurig für die Menschheit wäre es, wenn das Wahre noch neu sein könnte! Er scheint sich als Erfinder zu viel Ehre beizulegen, wahrscheinlich weil er, ohne eben alles Vorhandene genauer zu kennen, sich eines selbstständigen, treuen, eigenen Forschens im Tiefsten bewußt ist. Für sich bleibt ihm also auch das Verdienst des Erfinders; für die Welt aber bleibt ihm unbestreitbar das Große, unserer Zeit höchst Angemessene: die tiefsten und höchsten Wahrheiten aus den verschiedensten Kreisen in einen leichten, klaren Zusammenhang verbunden, und dem Menschenverstande (common sense) nahe gelegt zu haben. Er erscheint besonders im ethischen Theile, als ein von Licht und Wärme innig durchdrungener Verkündiger des wahren Evangeliums.

Am originellsten freilich ist er im physikalischen Theil; aber dieser, freilich noch nicht völlig durchgearbeitet, möchte auch noch die meisten Fragen übrig lassen. So ist die Definition der Bewegung (S. 33) wohl nur eine Tautoogie. So erscheint mir der Abschnitt von der Wahrnehmbarkeit der Körper (S. 41. u. f.) seltsam und überflüssig. Wahrnehmbarkeit ist eben nur das Verhältniß der Welt zum Menschen; in der Ausdehnung, die R. diesem

Worte gibt, möchte es wohl nur die Wechselwirkung aller Wesen auf alle auf eine unnöthig neue Art ausdrücken. Die Pflanze nimmt den Reiz wohl kaum wahr: aber er wirkt auf sie. Die ertönende Saite hört wohl kaum die erst erklingende u. s. f.; der Schluß des Kapitels, worin das Subjektive vom Objektiven unterschieden wird, erklärt den Gehalt von R's. Ansicht trefflich; nur eben möchte das Wort „Eigenschaft" unnöthig sein, indem so das Wesen in sich selbst zerspaltet wird: denn, was Rauer „Eigenschaft" nennt, ist eben das Wesen selbst, in Bezug auf ein anderes gedacht. (Die Modi des Spinoza?) — In dem physikalischen Theile waltet mir hin und wieder das Teleologische zu sehr vor; von welchem übrigens R. im Großen den einzig rechten, würdigen Begriff hat (S. 51, Anmerkung); so wie von der Richtigkeit des „Erklärens" (S. 76), auch wenn es durch mathematische Form imponiren will (S. 82). Die Nachweisungen im Einzelnen lassen manchen Zweifel übrig; muß das Wasser, wenn es leuchten soll, nicht früher aufhören, Wasser zu sein? (S. 85 unt.) Es sind wohl Gasentwickelungen, welche dies Phänomen verursachen. — Der mahnende Wink, stets reine Beobachtung der Naturwirkungen von künstlerischen Experimenten zu scheiden, den schon Goethe gab, ist trefflich und beherzigenswerth. Vortrefflich ist das Kapitel von den Wechselrichtungen der Körper (Polarität), worin die Religion der Natur, der Lichtdienst der Schöpfung gelehrt wird. — In dem „von der Menschwerdung Gottes" nun werden wir lebhaft an St. Martin erinnert und können dem Verf. nicht überall folgen, wo er, wie es uns scheint, die zarte

Linie, die das Symbolische vom Historischen trennt, einen Augenblick übersieht. — Solche Bedenklichkeiten drängen sich im weiteren Verlaufe öfters auf, und die letzten Abschnitte (zumal der „vom Staate") würden ganz problematisch bleiben, wenn nicht über diesen wichtigsten Gegenstand ein späteres Werkchen des Verf. uns sein Glauben und Denken im ganzen Umfang und also mit mehr Klarheit offenbarte; so daß wir bekennen müssen: ihm ist, trotz manchen intellektuellen und praktischen Schranken, das Heilige aufgegangen.

Beneke.

Es bleibt stets wahrhaft erbaulich, ein selbstständiges, über sich selbst klares Denken den bekannten Kreislauf der Spekulation erneuern zu sehen. Wenn man sich nur bei dem Bewußtsein der Grenzen des Bewußtseins beruhigen wollte! Wer läugnet, daß der Wille zum Ganzen des Menschen, so gut als der Vorstand, gehöre — und der Mensch selbst zu einem größeren Ganzen? Aber zum Denken, das eben ein Geschäft des Verstandes ist, gehört der Wille nicht, — zur Erkenntniß des Menschen gehört jenes höhere Ganze nicht. Die Philosophie ankert bei der Religion; aber sie in Religion verwandeln wollen, heißt sie, als Philosophie, vernichten. So hat mich schon (S. 67) die Postulirung eines Christenthums der Philosophie mißtrauisch gemacht und die weitere Entwickelung hat das Mißtrauen gerechtfertigt. Die Philosophie ist und bleibt eine Heidin; das Christenthum mag einen höhern Standpunkt abgeben, als sie; d. h. der Wille, oder der

ganze Mensch mag höher geachtet werden, als die Intelligenz — aber die Mittel, deren sich die Philosophie bedient, liegen innerhalb der Intelligenz. In der Naturforschung kann hie und da eine Polemik gegen die Herrschaft der Logik (z. B. das Causalitäts-Verhältniß u. dgl., wo auch B. an Töltenzi erinnert) statt finden, weil es sich hier um Erfahrung, um Objektivirung des ganzen Menschen, um Auffassung durch alle, nicht blos die Denkorgane, handelt; aber in der Spekulazion überhaupt sind alle Systeme seit Kant durch diesen Irrpfad veranlaßt worden; man könnte das Fichte's Hyperidealismus, das Schelling's Hyperempirismus, das Hegel's Hyperdialektik nennen, und dem B's. als Hypermoralismus, vielleicht den obersten Rang einräumen, weil es besonders edel und praktisch ist, — aber es bleibt, denk' ich, beim alten Kant. Man weiß, was man weiß, glaubt, wo man muß, und thut, was man soll. Die Darstellung darf man wohl klassisch nennen, d. i. als Muster aufstellen.

Bei Carl Gerold ist ferner erschienen:

Buchmüller, Ant. L., systematisches Handbuch der Arzneimittellehre für Thierärzte und Oekonomen. Zweite verbesserte und vermehrte Aufl. gr. 8. 1839. 2 fl.

— — Handbuch der Chemie für angehende Thierärzte und Oekonomen. Mit 1 Kupfertafel. Zweite verbesserte und vermehrte Aufl. gr. 8. 1845. 2 fl. 20 kr.

Burg, Ad., Anfangsgründe der analytischen Geometrie. Zum Behufe des öffentlichen Vortrages und Selbstunterrichtes. Mit 2 Kupfern. gr. 8. 1824. 2 fl. 30 kr.

Centner, Jos., die ersten Vorkenntnisse des Militär-Geschäftsstyls in zwei Abschnitten zusammengestellt. gr. 12. 1846. brosch. 1 fl. 8 kr.

Ettingshausen, A. v., Anfangsgründe der Physik. Mit 5 Kupfertafeln. Zweite Auflage. gr. 8. 1845. brosch. 4 fl.

Heider, M., Anleitung zur Pflege der Zähne im gesunden und kranken Zustande, und Andeutungen über künstliche Zähne und Gebisse. 8. 1845. br. 45 kr.

Hirst, S., vollständige Grammatik der englischen Sprache, vorzüglich für Jene bestimmt, welche nicht allein die Regeln derselben gründlich kennen lernen, sondern auch in ihren Geist eindringen, ihre besten Klassiker kritisch würdigen, und sich einen natürlichen, genauen und eleganten Styl in dieser Sprache aneignen wollen. gr. 4. 1845. br. 3 fl.

Hönig, J., Anleitung zum Studium der darstellenden Geometrie, mit vorzüglicher Rücksicht auf ihre Anwendung bei dem Zeichnen technischer Gegenstände, insbesondere jener der Baukunst, der praktischen Geometrie und des Maschinenwesens. Mit 26 Kupfertafeln. gr. 8. 1845. br., die Kupfertafeln in einer besondern Mappe. 6 fl. 40 kr.

Koch, Dr. Ed. Jos., die Mineralquellen des gesammten österreichischen Kaiserstaates in topographischer, historischer, physikalisch-chemischer und therapeutischer Beziehung. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. gr. 8. 1845. br. 3 fl. 20 kr.

— — die Skrophelkrankheit in allen ihren Gestalten für Aerzte und Nichtärzte dargestellt. gr. 12. 1845. br. 36 kr.

Wawruch, Dr. Andr. Ign., praktische Monographie der Bandwurmkrankheit durch zwei hundert sechs Krankheitsfälle erläutert. Mit einem Vorworte von Ign. Rud. Bischoff Edl. v. Altenstern. gr. 8. 1843. br. 2 fl.